

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tiedöhl.

43. Jahrgang. Heft 7. Juli 1901.

52. Band.

Abonnements werden entgegengenommen von der Expedition der Baltischen
Monatschrift in Riga, gr. Jakobstr. 30.

Alleinige Inseraten-Aannahme: Adolf Richter, Riga, gr. Neustr. 28.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.

Riga.

Verlag der Baltischen Monatschrift.

Große Jakobstraße Nr. 30.

Ausgegeben am 3. Juli 1901.

**Die beiden nächsten Hefte, zu einem Doppelheft vereinigt,
erscheinen Anfang September 1901.**

Briefe und Beiträge sind zu richten an die Redaktion der „Baltischen Monatschrift“ in Riga, große Jakobstraße 30, oder an den Herrn K. v. Stern in Jurjew (Dorpat) Quappenstraße 2.

Inhalt.

	Seite.
Bilder aus Altlivland. Aus den Aufzeichnungen eines livländischen Hofmeisters vom Ende des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von H. D.	1
Briefe aus Sibirien (Schluß). Von K. Neumann.	27
Die Anfänge des livländischen Städtebundes innerhalb der deutschen Hanse und seine Theilnahme an der Kölner Konföderation. Von D. Stavenhagen . . .	43
Litterarisches (Genealogisches Jahrbuch 1899. — Gurt, Ueber estnische Himmelskunde. — Germanicus, Der Sozialismus und die Frau. — Elze, Luthers Reise nach Rom. — Schnedermann, Die deutsche Nationallitteratur. — Bode, Zwei vertrauliche Reden von Goethe. — Hansjakob, Dürre Blätter. Aus franken Tagen. — Martenson, Wald, Wild und Jagd in den Ostseeprovinzen. — Sohney, Die hinter den Bergen. — Boffe, Eine Dienstreise nach dem Orient)	71
Baltische Chronik. Vom 31. Dezember 1899 bis zum 19. Januar 1900. Redigirt von K. v. Stern.	

Nachdruck verboten.

Herausgeber und Redakteur: K. v. Fidebühl. Mitherausgeber: K. v. Stern.

Дозволено цензурою. — Рига, 2 Юля 1901 г.
Druckerei der „Baltischen Monatschrift“, Riga.

Bilder aus Altlivland.

(Fortsetzung).

In diesem kritischen Momente kam Dr. Rühl aus Marienburg an. Er bemerkte sehr bald die allgemeine Verstörung, sah die lauschende Dienerschaft an der Thür der Volkstammer und ging sogleich zum Herrn von R....n hinein. Er kam nach einiger Zeit wieder heraus und forderte unsern Hofmeister auf, mit ihm sich in die Herberge zurückzuziehen. Dieser antwortete: „Ich gehe nicht, es sei denn der Herr v. R....n sagt oder läßt mir einen bestimmten Termin zur Beendigung unserer Angelegenheiten sagen. Und ob es währt bis Mitternacht und wieder an den Morgen, so soll mein Herz trotz aller Macht nicht weichen oder sorgen.“

Der Doktor ging wieder ins Seitenzimmer, die gnädige Frau weinte. Endlich kam der Doktor zurück und meldete: Der Herr v. R....n gestehe, er habe sich übereilt, morgen solle Alles ausgeglichen und abgethan werden. Die Kinder fielen mir um den Hals und die gnädige Frau reichte mir die Hand. Fürgen leuchtete voran, ich nahm meinen Degen unter den Arm und folgte dem Doktor. Dieser erzählte mir nun Alles, was der Herr v. R....n, die gnädige Frau, die Tante, die Fräulein, die Knaben, die Leute von dem Anfange und Fortgange des Streites gehört, gesehen und begriffen hatten. Ich fand in R....s Angaben Schwanken, Winkelzüge, Widersprüche und Brählereien, in den Angaben aller Uebrigen aber Wahrheit. Es ist schon recht, redete der Doktor sachte, daß es ihm einmal Jemand bietet. Ihre Beharrlichkeit ängstigt ihn, er schlägt und schießt sich nicht, da sind Sie sicher; allein Sie müssen es auch nicht zu weit treiben. Er hält sonst viel auf Sie; die eigene Schwester Frau v. D—g sagte mir: Wenn er um eine der Töchter anspricht, so geben sie ihm sie. Es muß

ihm Jemand Flöhe ins Ohr gesetzt haben. Ihren Abgang nach Petersburg beklagte er im Pastorate vor einer großen Gesellschaft als den wesentlichsten Verlust und Ihre Wiederkehr pries er als ein Geschenk des Himmels. Nun, wir kennen ihn Alle: Hochmuth, Weichlichkeit, Wollust und Geiz machen ein Schilfrohr aus ihm. Sie wollen fort, das ist recht; auf immer, das ist nothwendig; aber nicht gleich, es schadet dem Hause und es schadet auch Ihrem Rufe. Des Herrn v. R. . . . n Stolz wird sich schwer zum Widerstande verstehen, lassen Sie ihm Zeit. Er hat mit seinen liebsten Verwandten schon oft Auftritte bis zum Huschen gehabt, aber Keiner hat ihn so belagert wie sie; jene fuhren bei Nacht und Nebel von dannen, Sie sitzen stundenlang vor seiner Schlafkammer. Ich weiche ihm nicht, antwortete ich, es komme, wohin es wolle. Freundchen, sagte der Doktor, bedenken Sie es wohl: Sie sind ein Fremdling, der Herr v. R. . . . n ein Eingefessener, die Mitbrüder aus dem Adel sind Richter; was gilt ein Sperling gegen ein Kalkuhn. Jürgen lud zum Abendessen. Ich denke, meinte der Doktor, Sie lassen sich etwas hierher bringen und lassen mich unterdessen walten; kommt Zeit, kommt Rath. Ich gehe mit, Herr Doktor, war meine Antwort, ich kann, darf und muß neben diesem Herrn stehen, obgleich der Sperling sich überall schlecht ausnimmt. Wir gingen. Bei meinem Eintritt ins hell erleuchtete Zimmer erblaßte der Herr v. R. . . . n, er faßte sich aber wie ein vornehmer Herr, war äußerst leutselig gegen den Doktor und entfernt höflich gegen mich. Ich machte das ebenso. Das Ganze schien mir wie eine Sommerlandschaft nach starkem Gewitter und Regen. Man tafelte lange und viel, der Doktor schuf Leben und Lachen. Herr v. R. . . . n adressirte sich einige Male an mich und ich erwiderte es unbefangen. Jener reichte mir endlich die Hand. Das Auge funkelte ihm, als er sagte: Herr, gedenke nicht meiner Schuld. Die Frau sprang auf, sie und der Doktor legten die Hände darauf. Amen! auch für meinen Karl! Amen, sagte der Doktor. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Jürgen tanzte und in der Volkstammer schien ein Gloria zu erschallen. Es wurde spät. Ich schlich mich gleich nach dem Aufstehen fort und legte mich nieder, aber der Schlaf floh mich.

Man arbeitete die folgenden Tage fleißig fort. Kurz vor dem Weihnachtsfeste probirte ich die Schlittenbahn nach Marien-

burg und lebte zwei Tage in Frieden bei dem Freunde Friebe. Man kannte in der Gegend alle Geschichten, auch die mir eben passirte. Friebe gestand mir: Jedermann freue sich über die Belagerung, denn Jeder habe des habichtnasigen Herrn Uebermuth und oft ehrenrührige Bemerkungen erfahren. Mir war die Sache unangenehm und ich spekulirte darauf, bald fortzukommen. Am 23. und 24. Dezember sammelten sich fast alle Bekannten von nah und fern in Seltinghof. Auch Thom kam im greulichsten Wetter am heiligen Abende, als der Herr Obrist v. T. den Ball eben eröffnet hatte. Die Festtage vergingen mir sehr angenehm in meiner Hütte. Thom blieb der Alte. Der Herr v. R. . . . n hatte ihm den letzten Vorfall erzählt; er tadelte mich nicht. Dann sagte er zu mir: R. . . . n ist ein Rohr, jeder Wind biegt es; übrigens ist er Ihnen seelengut und fürchtet, was Sie nun über kurz oder lang wollen und ehrenhalber müssen. Die Belagerung muß übrigens lustig anzusehen gewesen sein. So ist's gut. Am ersten Tage nach Tische besuchten alle Herren und Damen die Emeriten, auch der Obrist v. T. war wie ein Ohrwürmchen; ich wußte, was es galt, denn Thom hatte mir gesagt, daß er unter freundlicher Miene gegen mich heze.

Am Neujahrstage 1792 gratulirte sich Alles, und ich erfuhr, Alle würden zur Kirche nach Marienburg fahren. Ich miethete einen Expressen, es den Pastor wissen zu lassen, denn außer den dortigen 40 Kouverten machten die Gäste aus Seltinghof auch etliche 30 aus. Der arme Pastor!

Herr von R. . . . n nahm in Marienburg das Mir vom Geheimen Rathe an: Wig und Saune, nicht ohne Geist, aber immer spizig, sprudelte aus allen Rätthen; es gab wenig Freude. Friebe, Thom und ich zogen uns in der Abenddämmerung zurück und pflegten der Muße und blieben in traulichem Gespräche in Ernst und Spaß bis zum Heiligen Dreikönigstage zusammen. Bei unserer Rückkehr nach Seltinghof waren alle Bewohner zu längeren Besuchen fortgefahren und kamen erst am 3. Februar wieder zurück. Thom verweilte bei mir bis zum 12. Januar. Ich arbeitete dann den früher versprochenen Plan zu einem neuen Wohnhause aus und berechnete den Materialbedarf. Am 9. sollten die Unterrichtsstunden wieder beginnen; es ging schwer. Am 10. Februar kam es gleich am Morgen zum Bruche. Karl war wieder ungezogen

und lehnte sich in Gegenwart des Vaters auf, indem er rief: ich will nicht mehr zeichnen. Da sagte ich gelassen: nun will ich auch Feierabend machen für immer. Hier, Herr Kreisrichter, gebe ich Ihnen Ihren Auftrag zurück. Ich danke Ihnen für alles geschenkte Vertrauen. Sie sehen selbst, weiter kann's nicht gehen. Ihnen, meine Fräulein, sagte ich zu den Mädchen, bin ich viele glückliche Stunden schuldig, vergessen Sie mich nicht. Herr Kreisrichter, diesen Nachmittag um 2 Uhr geben Sie mir geneigtest Equipage, wieder bis Absel; ich bin bald fertig. Und damit ging ich in die Kammer und ordnete meine Sachen und den Bücherschrank. Ich hörte, daß der Vater den Sohn Karl bearbeitete und ihn zur Thüre hinauswarf. Er kam darauf leichenblaß zu mir und bat um Abänderung des Entschlusses. Lassen Sie mich ziehen, Sie sehen, es geht nicht mehr, erwiderte ich. Sie als Vater, ich als Lehrer müssen doch Alles verkehrt gemacht haben, da wir über einen Knaben nichts vermögen. Der betrübte Vater ging, ich hatte bald Alles geordnet. In kurzer Zeit kam die ganze Familie, Alt und Jung, und bat. Alles war umsonst, ich konnte ihnen kein Wort des Trostes sagen. Sophie und Karl empfangen alle Bücher, Musikalien und Hausgeräthe. Es war bald Mittag und ich gab dem Herrn von R . . . n den Plan und Anschlag des neuen Hauses ab.

Der letzte Mittag, hell und freundlich, war stiller und feierlicher als eine Trauermahlzeit und um 2 Uhr erfolgte ein fast wortloser Abschied. Die Fahrzeuge waren noch nicht fertig. Ich setzte mich noch einmal in die Freuden- und Sorgenstube und revidirte die kleine Baum- und Blumenpflanzung, die jetzt tief unter Schnee begraben war. Die Kinder folgten mir auf Schritt und Tritt. Die Hofesleute kamen alle, Abschied zu nehmen. Die Herrschaften standen an den Fenstern und winkten mir mit Schnupftüchern Adieu. Der Weg war gut, es fror scharf, die Pferde eilten dahin. Um 9 Uhr erreichte ich das Pastorat Absel und des Freundes Meyer Arme öffneten sich stets bereit, wie das treue Herz, mit Rath und That.

Von Absel aus schrieb Krause an den Grafen M. auf G. und erklärte sich jetzt bereit, die ihm früher angebotene Stelle in dessen Hause zu übernehmen.

Am 26. Februar 1792 erschien die G'sche Equipage: ein bequemer Halbschlitten und ein Troß mit zwei Pferden. Ein Brief

kam mit, voll von freundlichen Einladungen; 200 Reichsthaler als Gage, jedoch ohne Kaffee, und vorerst zwei Eleven, weiterhin noch ein 16jähriger Herr v. R—r. Meyers Segenswünsche begleiteten mich am 27. früh. Es hatte sehr geschneit und gestühmt, die Wege waren fast undurchkömmlich. Nach vier Meilen fütterte man in Klausenhof; die Wendensche Landstraße war in der That schlimm. Die Pferde, obgleich groß und stark, konnten nicht weiter als bis Stürzenhof, ein elendes Nest voll Tarakanen und Wanzen. Es wurde durch Schreiben und angenehme Erinnerungen erträglich. Der Morgen dämmerte, als man dem wohlbekannten Lindenhöfchen Krug vorbeirutschte. Ach, es lagerten sich tausend seelenerheiternde und betrübende Erinnerungen auf jedem Punkte, den das Auge erreichte, seit 1784—1787. Der erste Abend, der ferne Hof, die Wiesen, die Grotte, das ferne Martinshof und so vieles Andere — vorüber, ja wohl vorüber! Wenden erwachte erst aus dem Schlafe. Der Kutscher lenkte rechts ab von der großen Straße, es zeigten sich romantische Gegenden, steile Abfahrten, endlich die Na. Man fütterte an ihrem Ufer unter Kaiskum und nach drei Stunden ging's im Fluge über die Na und dann ging's durch Haine, Schluchten und Wald, welche im Sommer wohl Livlands Thessalien bilden mochten.

Nach 18 Werst erreichte man endlich Koop und die Hauptstraße des Landes; halb, 5 Werst weiter, rasteten die Pferde im Brassel-Krüge; es dämmerte schon. Dort waren freundliche deutsche Wirthsleute und eine hübsche Tochter; ein altes Klavier und alte deutsche Lieder, auch Hillersche Sachen, fanden sich in einer sehr reinlichen Stube. Ueberall herrschte Ordnung und freundliches Wesen, Ruhe und Gemächlichkeit; Spinnräder und Nähwerk sprachen verständigen Fleiß aus. So verflogen zwei Stunden unmerklich. Stinchen, die Tochter, brünett und feueräugig, sprach wenig, aber verständig; Arndts wahres Christenthum mit Bildern schien nicht müßig auf dem Brette zu stehen. Im folgenden Sommer fand ich diese Familie nicht mehr dort. Nun ging es weiter zwischen Wald und Hügeln durch eine öde Gegend. Endlich kehrte der stille Kutscher von der Landstraße ab und fuhr durch Bauergefinde, Wäldchen, Gesträuche, Gräfte und Schneebänke, kurz, einen Hölleweg. Im Norden heiterte es sich allmählich auf, der große und kleine Bär und der Fuhrmann ließen sich dann und

wann blicken; just so war es vor zehn Jahren zwischen Norwegen und den Schettlandsinseln. Wo seid ihr hin, ihr Tage voll Hoffnung, Wahn und Muth! O Thom Searle von damals und Freund Thom auf Burtnecks alter Burg, ich gedenke eurer. Es ist mir nichts übrig geblieben, nicht einmal der Wahn, denn ich steure nach Brod, und den Glauben an das etwas Keelles Schaffen und Nützen habe ich nun verloren!

Zuletzt gelangte man wieder an eine Bauernwohnung. Eine riesenhafte Eiche von seltsamer Form redete als Zeuge einer bessern Vorzeit, niedriges Gestrüffel zog sich noch eine Weile fort; Wolfsgeheul schüchterte die Pferde ein, sie arbeiteten sich rascher durch alle Hindernisse hindurch, als man es nach einem solchen Tagesmarsche erwarten sollte. Sie eilten einer Allee zu, es gab gewaltige Schneebänke quer über den Weg und der Schlitten bockte wie eine Jolle auf kurzen Wellen. Auf einer Höhe zeigte sich ein stattliches Haus und Licht darin. Durch ein Thor fuhr man in einen weiten Hof, von Gebäuden umschlossen, und hielt vor dem Gebäude. Ein besoffener Keil mit einem Stückchen Talglicht in der Hand kam entgegen. Ja, du lieber Gottchen, das Essen ist all schon vorbei, kam endlich aus ihm heraus. Der Kutscher half mir aus dem Schlitten, der Koch taumelte voran durchs Vorhaus, das verblichene Malereien zeigte, öffnete eine Thür und schob den Ankömmling hinein. Es war ein geräumiger, großer Saal, wenig beleuchtet; ein großer Ofen rechts verbarg das Licht. Ich trat demselben näher, eine alte Frau saß hart am Ofen und bemerkte nichts; neben ihr saß ein eingeschlummertes Paar traulich aneinander geschmiegt; das Ameublement war alt — vornehm. Die alte Frau horchte doch endlich fremden Fußtritt, sie fuhr auf, ein großes Auge flammte stier ins Licht, wer da? fragte sie. Der bestellte neue Hofmeister, gnädige Frau, antwortete ich. Wer? Was? sagte sie erschrocken, wurde feuerroth und rief: Louis, Lina? schlaft ihr Tafelzeug denn schon? Der neue Hofmeister ist da! Die Schlummernden fuhren auf, ein Mann von meinem Alter und meiner Statur und italienischem Gesicht erhob sich und sagte: Ach, Herr Krause, sind Sie schon da? Willkommen. Eine ebenso stattliche weißarmigte Frau ordnete rasch das verschobene Halstuch und reichte mir dann die Hand, indem sie sprach: Wir erwarteten Sie erst morgen wegen des Hundewetters und des weiten bösen Weges.

Mutterchen, rief sie der Alten zu, hier ist unser neuer Hofmeister, just so ein kleines Männchen wie mein Louis. Was? rief die Alte, er kam mir lang und schmal vor, dazu die sanfte Stimme, laß sehen, Lina! Die junge Frau führte mich ganz nah zur Mutter. Diese stand auf, hoch, junonischen Anstandes, sie befühlte mich von allen Seiten, Arme, Schultern, Haar, Gesicht, Hände. Wahrhaftig, wie mein M., sagte sie freudig, nur kürzer ist er, hat auch harte, rauhe Hände und raucht Tabak, nun, seien Sie willkommen. Das kleine Tadelzeug ist wohl schon schlafen gegangen, gewiß vor Angst; die armen Dinger fürchten sich vor der Schule. Lina, laß ihm etwas zu essen machen, ist sein Zimmer warm? Mein M. liebte das, wenn er heimkam und ging gleich nachher ins Nest. — Ich dankte für Alles und lehnte es ab. Nein, nein! sagte sie, kein Huhn geht bei mir ungegessen zur Ruhe, und Sie kommen von der Reise. Der halbe Saal hatte sich unterdessen mit Hofesleuten angefüllt. Das war also der Graf M., seine Gemahlin und ihre Mutter, die verwittwete Frau Landrätthin M. Ach, die herrliche Gestalt war staarblind! . . . Der Herr Graf schien fröhlich, einfach, treuherzig und geradeweg, die Gräfin lustig, freundlich, fast vertraulich zuvorkommend zu sein.

Es kam bald genug ein warmer Bierkäse, gutes Brod, schlechte Butter und ein Ragout; Alles wurde auf den kleinen Tisch vor der Alten hingesezt. Der Herr Graf und Gemahlin sezten sich wieder aufs Sopha, fragten nach den Reiseabenteuern und sahen dem Fremdling scharf ins Gesicht. Auch die Leute kamen näher, um mich zu betrachten, besonders ein dicker Lummel von sichtbarem Einfluß. Die Alte schalt: laßt ihn doch essen, ihr Racaillen habt den Bauch voll, der hat wohl nicht viel unterwegs gehabt. Ich gestand: nein! Die Frau Pastorin in Abfel habe sich auf die Landesgewohnheit verlassen, einen Speisepaudel mitzuschicken, ohne genau nachzufragen; etwas frisches Weißbrod und frische Butter habe sie mir aufgedrungen, das habe so eben ausgereicht. Was? fuhr die Alte heftig auf, siehst Du, Lina! Die junge Frau erröthete und sagte: Verzeihen Sie, armer Krause, und zu dem dicken Lummel, der Wilhelm hieß, sich wendend: sieh, alter Hansdampf, hast es doch vergessen! I nu, gnädige Frau, ist er doch lebendig da, war dessen Antwort; die Leute lachten. All gut, sagte die Alte, mein M. brauchte auch wenig unterwegs, aber es

mußte doch da sein, und mein Vater, der Obrist, hat oft in 24 Stunden nicht eine Bohne groß zu beißen gehabt und war doch immer wacker. Ihr müßt den Hals immer voll haben und dann schlafen, ihr faules Tafelzeug! Dieses Alles machte keinen Eindruck auf die Leute. Ich zog viele Merkbirs daraus und mir graute vor der liebwerthen Jugend unter diesen Aspekten. Ich aß nur die erwärmende Suppe. Die Gräfin reichte mir die Hand über den Tisch: Nun, schmeckt's Ihnen nicht? Ach Mutterchen, wenn er's immer so macht, so wird er uns nicht arm machen. Ein fast mulattisch gebildeter Diener setzte eine Flasche Bier auf den Tisch. Die Gräfin schänkte ein, trank und sagte: Kosten Sie unser Bier; ich danke. Heda! Dese und Willem, seht unten zu, macht mir Alles rein, nett und warm, kommandirte nun die Alte, unser Freund ist müde, wieviel Uhr ist es? Elf, gnädige Frau, hieß es. Was? elf? rief die Alte, marsch zu Bette! Morgen ist auch ein Tag. Ich empfahl mich. Die Gräfin reichte mir wieder die Hand mit den Worten: Träumen Sie viel Schönes diese erste Nacht; dieses trifft in der Folge Alles ein. Louis, sagte sie dann zum Manne, führ ihn doch hinab, es ist mir zu kalt, gute Nacht! Der Herr Graf begleitete mich nun in das Quartier quer über den Hof.

Man hatte den Schnee vor der Thür nicht weggeräumt. Die Stubenthür war mit Delfarbe angestrichen; das Quartier war eine geräumige Stube mit zwei Fenstern, darin ein schadhaftes Kanapé und vier Stühle, mit rothem Plüsch überzogen, endlich ein dreibeiniger Tisch. Daneben war eine lange, schmale Kammer mit einem Fenster, darinnen ein Gardinenbett, ein alter, mit barocker Vergoldung verzierter wackeliger Stuhl und ein wackeliger Waschtisch; eine kalte, feuchte, muffelige Kellerluft herrschte darin. Meine Sachen waren hingeworfen. Die zahlreiche Dienerschaft, die den Herrn Grafen begleitete, nahm nach einem monotonen: Wohl-schlafende Nacht, die beiden Lichte auf ordentlichen Leuchtern wieder mit; ein langes, dünnes Licht, auf einem verdorbenen, unreinen Blechleuchter und ein schmutziger, zerlumpter 14jähriger Junge blieben in der Schlafkammer bei mir zurück. Ich begab mich zur Ruhe, das Bett war gut; ich deckte Mantel und Pelz darüber. Die Eiskälte verschwand und die sonderbaren Erscheinungen in dieser vornehmen Familie beschäftigten mich; Güte und Schwäche,

Geiz und Unverstand blickten überall durch. Die erste Nacht schwand in süßer, erquickender Ruhe ohne Träume dahin.

Die äußere Kälte beim Erwachen förderte das Anziehen. Der Junge schlief fest in der Stube auf seinem Strohsacke am Ofen. Der Morgen graute trübe, es war schneidend kalt, die Fenster fingerdick befroren; ich kleidete mich so, als sollte es gleich wieder in den Schlitten gehen. Im Stalle und beim Amtmanne schien Leben, sonst aber tiefe Ruhe zu walten. Der Junge half Pult und Sachen ordnen. Die Uhr war 8¹/₂, der Magen stand schief, da kam endlich eine elende Tasse Kaffee und geschmackloser Zwieback, darauf noch eine Tasse ohne Zwieback. Der Graf kam in einem orangefarbenen Schlappe mit aufgewickelten Haarlocken herunter und fragte herzlich, aber kurz: Wie geschlafen? Ein Kammerdiener im Jagdkleide kam bald und bat zum Frühstück; wir gingen nach oben. Die Gräfin stand im Saal und: Guten Morgen, Herr Krause, begrüßte sie mich, was haben Sie geträumt? Nichts, war meine Antwort. Was, nichts? rief sie und klopfte mich dabei auf die Hände. Dann schalt sie: Aber Louis, wie kannst Du so in Toffeln, mit kahlem Kopfe im Schnee trampeln? Die alte Frau Landrätthin stand hoch und sehr reinlich vollkommen angekleidet und sagte während dessen wohl zehn Mal: Guten Morgen, lieber Krause. Das Tischchen war wieder gedeckt und allerlei darauf, darunter eine Blechpfanne voll geschmorter Fische, die Strömlinge dufteten aber nicht einladend entgegen. Kommen Sie, lieber Freund, sagte die Alte, nehmen Sie was fürs Nüchterne. Die Gräfin leitete die Hände der blinden, ehemals gewiß schönen Frau zum Teller. Man nöthigte nicht mehr, die Fische verleiteten mir aber den Appetit. Die Herrschaften ließen sich schmecken und meinten, ich solle doch versuchen, die Fische schmecken besser als sie röchen.

Nun erschienen mit einer von Blattern zerrissenen Wärterin drei Kinder; Anna, ein blühendes, fast kugelrundes Mädchen von etwa zehn Jahren, die älteste Tochter des Grafen. Eduard, ein Brudersohn von etwa sieben Jahren, fein gebaut, mit einem schönen Kopf, herrlichen schwarzen Augen, einer feinen Künstlernase, aber großen Wurstlippen, die untere habsburgisch vorspringend, schien verhätschelt. Natafcha, die jüngste Tochter, von etwa vier Jahren, war sehr proportionirt, das Gesicht von edlem Oval, mit

dunklen Augen; ihre Wärterin, die sie Punna nannte, mußte sie selbst in den Zimmern immer leiten und führen. Ich ließ sie Alle sich nennen, sie sollten zu mir gehen und mich willkommen heißen. Anna sah mich starr an und lächelte, that aber, als hätte sie nichts gehört. Eduard näherte sich und reichte mir die Fingerspitzen, verkroch sich aber dann hinter der Großmutter; Natascha trat vor mich, erröthete über und über und fragte: Nun, was willst Du hier? Ich sagte: Du sollst mit mir spielen, lesen und schreiben. Ich will nicht, war ihre Antwort; kleines Närrchen, sagte der Vater darauf.

Es sammelten sich nun alle Hofesleute, wohl 40 und mehr, sie setzten sich an der Wand entlang hin, alle waren gut gekleidet; der mulattische Diener räumte ab und der Lämmel Willem brachte Predigt- und Gesangbücher. Der Kammerdiener Jung schlug Lieder auf für die Herrschaften, die Kammerjungfer und ihre Mutter, wie des Amtmanns flinke, starke Frau besorgten das für die Leute. Man sang ein Morgenlied, der Graf sollte die Predigt lesen, er trug es aber mir auf und lehnte sich in den Winkel des Sophas. Die Gräfin setzte sich neben ihn, zog die Füße hinauf und lehnte sich an seine Brust, die Kinder lagerten sich zwischen sie und die Großmutter. Meine deutliche, akzentuirte Aussprache fand Beifall; man sang nachher wieder ein Lied und die Versammlung floß auseinander. Sie müssen Pastor werden, sagte die alte Landrätthin. Schade, unser Pastor hat noch keine Lust abzufahren, sonst könnte Rath werden, meinte die Gräfin, und fragte weiter: Würden Sie denn auch ein guter Pastor sein, nicht schelten, nicht schreien, nicht hadern? Gott lasse ihn lange leben, erwiderte ich, ich bin wohl nicht gelehrt genug dazu und das Weltleben steckt mir zu sehr im Herzen; der Mensch weiß immer nicht, was die Umstände aus ihm machen. Darin haben Sie Recht, sagte die Alte, desto länger bleiben Sie bei uns; bei dem öfteren Wechseln da kommt nichts heraus. Ist es nicht wahr? Man deckte den Tisch in dem nämlichen Saal. Der Graf führte seine Schwiegermutter zur Tafel und wollte mich neben sie plaziren. Allein ich eignete mir den letzten Platz am Tische zu, um ihn alsdann stets zu behalten. Es ging bei Tisch in aller Stille zu. Die Alte fühlte links und rechts: Ach, das bist Du, kleines Geschöpf, sagte sie zu Eduard; wo ist denn unser Freund? Er sollte ja immer bei mir sein, man kann

danach eins schnacken. — Die Kinder haben das so in der Geschwindigkeit gemacht, liebes Mutterchen. Er sollte zwischen den Kindern sitzen, damit sie sich besser aneinander gewöhnen. Anna schnitt dazu Gesichter und ich bekannte meinen Wunsch, zu bleiben, wo ich war. Dickkopf! nickte die Gräfin; Anna freute sich ihres Sieges. Der Tisch war nun nicht wie in Seltinghof bei Herrn von R. . . . n. Die Alte trank ein Glas Wein, der Graf und seine Gemahlin nicht, ich lehnte ihn ab, die Kinder forderten und bekamen ihn.

Nach dem Essen führte der Graf die Alte im Saal spazieren. Louis, sagte sie, laß den Freund da mich führen, wir schnacken etwas, Du und Lina geht doch bald schlafen. Und so wanderte sie denn mit mir eine Stunde ganz allein auf und ab. Die Alte fragte mich nach Vaterland, Familie und inländischen Bekanntschaften, dann erzählte sie mir von ihrer Abkunft, ihrer hannoverschen Erziehung, ihrer siebenjährigen Brauttschaft mit M. als Student und Offizier, endlich von ihrer fünfzehnjährigen glücklichen Ehe. Ach, mein M., schloß sie, nun ist er auch schon über fünfzehn Jahre todt, ich Arme! und seit zehn Jahren bin ich blind. Alle Aerzte in Livland, in Berlin, in Hannover und Göttingen richteten nichts aus. Das Unglück kam vom Sitzen auf einer Steintreppe nach einem ermüdenden Spaziergange mit den tollen Kindern. Ach, Lina ist wohl recht gut, aber nicht so wie meine Charlotte in L., die giebt einem Advokaten wohl etwas zu rathen auf. Die beiden M. und G. sichten mir meine Mädels bald weg. Die verliebten Ragen hätten bessere Partien machen können, ich mochte aber den armen Dingern ihre Freude nicht verplempern, dafür sind sie auch glücklich; man liebt nur einmal so recht aus Herzensgrunde. Louis sollte mir hier helfen, er versteht es auch recht gut, allein weiß Gott! er sitzt immer bei seinen Büchern. Nun hat er auch seit drei Jahren eine Kreisrichterstelle in Riga angenommen; da huckt er nun zehn bis zwölf Wochen im Jahr und Lina karriolt wohl manchmal auch in die Stadt. So sieht er nach nichts, ist blos mein Gast und ich und mein schönes Gut sitzen doch allein; so lange ich lebe, gebe ich es aber nicht aus den Händen, mein M. rieth mir das. Um Gesellschaft zu haben, gab mir Charlotte, die ein ganzes Nest voll Kinder hat, den Eduard, den sollen sie unterrichten, ich bezahle 100 Reichsthaler für den

kleinen Schmetterling, Louis für seine Anna auch 100 Reichsthaler, und damit Sie etwas zu Kaffee und Zucker haben, so nehmen die Kinder den jungen K—r ins Haus. Sein Vater ist todt und seine Mutter hat 18 Werst von hier ein kleines Gut arrendirt, sie hat viele Kinder und wird Ihnen wohl nur etliche 40 bis 50 Reichsthaler geben. Ich füttere nun Alle, das L.iche Morakelzeug wird auch nicht vergessen und meines M. Leute sollen auch keine Noth leiden, das habe ich ihm versprochen. — Weiter erzählte sie mir von den Verwandten ihres Mannes nicht ebenso erbauliche Sachen: der Eine lebe wie ein Nimrod, der Andere habe seine erste Frau zu Tode gequält und halte sich vier Maitressen, ein Dritter habe den Kindern erster Ehe zum Troß eine Köchin, einen weiblichen Dragoner, geheirathet und deren Kindern Alles vermacht. Auch von den Nachbarn erzählte sie mir vielerlei und sagte zuletzt: Wir Alle lieben das Weitläufige nicht. Ach, Gott gab mir Viele, aber ich kann sie nicht sehen, und die Thränen rannen ihr dabei über die Wangen. Nun bin ich müde, segnen Sie sich zu mir, mein Freund, Sie gefallen mir. Heda, ist Niemand da? sie klingelte und rief: Eine Tasse Kaffee! Golen Sie sich ihr Pfeifchen, lieber Freund, kommen Sie aber bald wieder. Ich war müde und eilte nicht. Mitleid, Befremden über so viel Ungewöhnliches und die besonderen Verhältnisse verwirrten mich; sollte das alle Tage so gehen, fragte ich mich. Der dicke Lämmel Willem kam bald nach: Kaffee ist da, gnädige Frau ruft. Der Graf und die Kinder belagerten die Alte, sie reichte mir die Hand: Segen Sie sich, Licht, Willem! Nun ist mirs doch, als rauchte mein M. wieder eines zum Kaffee. Hört, Kinder, haltet mir diesen Freund warm, ich kann ja nicht sehen und die Leute sind oft nachlässig. Die Gräfin neckte ihren Gemahl: Soll ich des seligen Vaters Pfeife holen? Wir haben lange keine rauchenden Gäste gehabt. Ja, Lina, antwortete er, hole sie, per compagnie kann ich schon eine halbe mitrauchen. Sie schlug es ihm ab, da holte er die Pfeife selbst. Nun wollte die Gräfin sie ihm entreißen und sie jagten sich lange. Kinder, rief die Alte, seid Ihr wieder toll? Der mulattische Diener ging dann, die Pfeife zu stopfen. Nun kam Licht und der Postbote. Ach! Zeitungen, Rigische, das Intelligenzblatt, der Hamburger Korrespondent. Herzensfreund, rief die Alte, lesen Sie mir vor! Es geschah. Das versteht man doch, fuhr die Alte fort, Lina lieft

wohl oft Teufelszeug, läßt auch Vieles aus, Louis hat selten Zeit oder Lust. Goldner Freund, das war schön! Da, etwas um die Zunge zu erquicken, dabei tappte sie seitwärts im Winkel des Sophas und reichte mir zwei kostbare Äpfel und zwei Bergamotten; auch die Kinder begabte sie. Alle Herbst, fuhr sie fort, laß ich mir ein Tönnchen von den Schiffen kaufen, mein Obst hält sich nicht so gut. Abends 8 Uhr deckte man den Tisch, Bierkäse und Ragout, dieses elend bereitet, war für mich genug. Um 9 Uhr bezog ich meine Zelle; die Luft war etwas besser, Licht und Leuchter aber ebenso ungereinigt wie am Abend vorher.

Ich ahnte viel Unangenehmes und viel Drückendes in den neuen Verhältnissen. Ein fein berechnetes Betragen schien hier weder nöthig, noch anwendbar, mit diesen Naturkindern muß man ebenso grade umgehen, wie sie sich geben, dachte ich. Mit einiger Aufmerksamkeit kann man hier seine Lage bei Fleiß und Anspruchslosigkeit erträglich genug machen. Noch lag Alles im Hintergrunde verwirrt; thue, was Du sollst und schaue weder nach rechts noch nach links, es wird sich Alles geben. Es muß sich nach und nach ausweisen, wo Beschränktheit, Gewohnheit, Gutmüthigkeit und unzeitige Sparsamkeit Kollisionen erzeugen.

Der zerlumpte Junge Martin stellte sich wieder ein, er sprach gut Deutsch, seine Schwester, das Stubenmädchen der Alten, empfahl ihn und bat ihm etwas zu thun zu geben, er verschluckere sonst. Wollen sehen, mehr konnte ich ihr nicht sagen. Sie betrug sich höflicher und gebildeter, als ich es noch je von einer Lettin gesehen hatte. Ein sonderbarer Tag war zu Ende."

Und so wie dieser gingen auch die nächsten Tage dahin; es dauerte längere Zeit, bis unser Erzähler den eigentlichen Unterricht der Kinder beginnen konnte, zu dem er einen den Umständen entsprechenden besondern Plan entworfen hatte. „Das edle Instruktionswesen richtete sich allmählich ein. Ich repetirte die entworfenen Maßregeln täglich, ging still und fest meinen Weg und ließ das Predigt- und Zeitungslesen nicht zur gesellichen Frohnde werden, so sehr auch die beiden Damen es wünschten. Die Spazierstunde nach dem Essen mit der Frau Landrätthin hielt ich meistens halb ein, die Gräfin vollendete sie. Diese behandelte mich oft freund-schwesterlich, ein mildes Licht leuchtete aus den schönen himmelblauen Augen, schade, daß der übrige Theil des Gesichts

mit denselben nicht harmonirte. Ohne Ziererei, gefiel sie in vielen Stunden, wo sie besonders zutraulich that. Die Liebe zu ihrem Louis, das Forschen nach fremden Liebschaften, die Freude über kleine Intriquen, mannigfache Neckereien machten ihre Lieblings-themata aus. Die nicht eben übertriebene Reinlichkeit, die überall durchscheinende Genauigkeit, das vertrauliche Wesen mit den Leuten, das Ausforschen und unbesonnene Herausplagen mit dem Gehörten und Selbstkomponirten — alles dies stieß mich ebenso stark ab, als das früher Angegebene mich gelegentlich anzog. Auf feste Grundsätze in Rücksicht der Kinder, Arbeitsamkeit, freiwilliges Entbehren und Entsagen und Neigung zur Aufopferung ließ sie sich nicht ein. Eine Unterhaltung über diese Gegenstände in Gegenwart der Kinder belehrte mich darüber für immer. Da hieß es: Ich, was Dir schmeckt und wie viel Du hast, — thue, was Du mit Bequemlichkeit kannst, Andere zerreißen sich auch nicht, — bezahle richtig, aber nicht überflüssig, — lerne das Nothwendige, viel Wissen macht Kopfweh und Dünkel, besonders wenn man, Gott sei Lob und Dank, nicht ängstlich um das Brod arbeiten muß und etwas unter den Menschen ist. Da hatte ich nun meine Instruktion; dagegen arbeiten oder Manches modifiziren zu wollen, war bei den herrschenden Familienideen wohl ohne Aussicht. Es leuchtete mir ein, ich sei ihnen nur insofern lieb und werth, als ich einen Theil der aus Konvenienz nothwendigen Sorgen abnähme, mich an sie anschließen und mit ihnen gemeinsam sein würde. Eine bittere Lektion! Aber es war und ist ja überall nicht anders. Aus diesen Prämissen folgerte ich mir nun bescheidene Regeln, auch ihnen nur so viel zu sein, als nach Abzug der absoluten Pflichten mir beliebig und zuträglich sein würde, um mir einen Theil meiner Freiheit zu reserviren, so mit Leib und Seele mich hinzugeben wie in N. und S., schien hier nicht rathsam oder anwendbar zu sein. Ich rechnete auf viele Naturfreuden im Garten, im Wäldchen, auf den Hügeln, endlich auf Reisen zu meinen Freunden auf dem Gebirge Gilcad (Saizen, Dppekahn, Marienburg) und nach Zion (Lindenhof).

Ich wanderte in den Zwischenstunden, deren es viele gab, viel aus. Kam nämlich Besuch von benachbarten Damen, so mußten die Kinder dabei sein, um Lebensart zu lernen.

Der Charfreitag führte die deutsche Gemeinde in der entfernten

Cremoneser Kirche zusammen. Man begrüßte den Pastor Pegau ¹⁾, einen Schwiegersohn des Generalsuperintendenten Lenz. Sein fünf Meilen von der Kirche entferntes Filial brachte ihn sonst jeden dritten Sonntag auf seiner Amtsreise nach C. Konfirmandenlehre und andere Geschäfte hatten ihn nun vorbeigeführt, eigentlich eine Spannung wegen versäumten Niegenbaues auf dem Pastorat, welches das Gut C. besorgen mußte. Nach geendigtem Gottesdienste, der ohne Nührung verlief, fuhr man zum Herrn von K. nach C., um den Pastor in seinen Studien zum Feste nicht zu stören.

Der alte Herr von K., klein, spitzbäuchig, weltversucht und aphoristisch in seinen Reden, war ehemals französischer Offizier unter Soubise, garnisonirend in Metz und Straßburg, gewesen und lebte jetzt nur in jenen Zeiten und in den Zeitungen aller Art; er zeigte eine verrostete Halbkultur. Die alte Frau von K., lang, voll Milde und veralteter Grazie, war als junge Frau von Pocken zerrissen, hatte aber einen feurigen Blick, einen kleinen Mund und schöne Hände; sie zeigte sich fein, artig und behutsam und war gegen die alte Landrätin wie eine Hopfenranke am alten Apfelbaum. Die älteste Tochter war ein verwildertes Fräulein, feurig blickend, stumm aus Schicksal oder Eigensinn. Die jüngste Tochter, Fräulein Auguste, weißhäutig und ravenlockig, war ein selten schönes Gewächs, von feiner Körperbildung, graziösem Lächeln und prächtigen grauen Augen. Jakob, der älteste Sohn, schon über 40 Jahre alt, war immer noch burchikos, Reden und Manieren gingen geniemäßig über die Grenzen der Schicklichkeit hinaus; die Damen konnten oft die Augen nicht aufschlagen, während der Vater entsetzlich lachte. Ich kannte seinen Namen von Leipzig her, wo er in tollen Streichen sich hervorgethan hatte; jetzt hauste er in der Nähe von Treiden. Gustav, der mittlere Sohn, ein großer, schön gewachsener Mann, ehemaliger Kürassierrittmeister, war eine glatte, fuchsjägerische Natur. Fräulein Karoline, eine blühende, liebliche Gestalt, glich einer wilden Feldrose, sie war Gustavs Ebenbild. Karl, ein Dragonerkornet, windhundmäßig verlieblich, war des Vaters Liebling, eine Kopie von Jakob ohne Männlichkeit und ohne durchzuahnende ehemalige Kultur, wie bei jenem, und zugleich

¹⁾ Karl Emanuel Pegau, geb. 1751, seit 1786 Pastor zu Cremon. † 1816.

prahlender Gek. Ich hatte Heldenthaten von ihm in Waff gehört und gesehen, er that aber, als kenne er mich nicht; später hat er als Krippenreiter geendigt. Endlich Fritz, der jüngste Sohn dieser Familie, etwa 18 Jahre alt, von Schulen und Universitäten religiirt, lebte am liebsten auf den Postirungen; er ließ sich in keiner ordentlichen Gesellschaft sehen, denn seine Brutalität machte ihn nicht beliebt.

Ich fand in dieser Familie Gnade bei den Alten wegen der Geschichtskennntniß und Soldatenkunde, sowie wegen der ruhigen Höflichkeit gegen die Damen. Die Gräfin scherzte mit Fräulein Auguste und mir, Jakob hörte das und warnte den Grafen M. scherzend, dem vertraulichen Wesen frühe zu steuern, sonst könnten seine Töchter wohl auch ungebetene Geschwister bekommen, wie es anderswo leider der Fall wäre; er sprach dies nicht sachte, sondern Alle konnten es hören. Die Gräfin klopfte ihn auf die Hände und strafte ihn nur mit einem: Jakob, bist Du toll, schäme Dich doch! Der Graf lachte und sagte: Hat keine Noth, auch ist nicht Alles wahr, was Christen einander nachsagen. Ich wollte etwas Ernstes sagen, der Graf trat mir aber auf den Fuß und flüsterte: Jakob händele leicht. Der alte, grauhaarige Graf D. unterhielt die alten Damen von seinen Söhnen, die gegenwärtig in England seien, was sie kosteten, von seinen Reisen in Deutschland, seinem Aufenthalt in Wien, vom Nachsuchen im Reichsarchiv dort, um seinen alten Adel zu erweisen, und wie er da gewesen sei, um vom deutschen Kaiser die Würde eines Reichsgrafen anzunehmen, die dieser ihm angeboten habe und deren bloße Kanzleigebühren ihm bei aller kaiserlichen Huld und Gnade dennoch 2000 Dukaten gekostet hätten. Ich für meine Person, fügte er hinzu, achte des Tandes nicht und hätte lieber ein paar Haken Landes hier damit akquirirt, allein meiner Söhne wegen that ich's, sie sollen mit gloire reisen. Auch schicken sie mir alle Jahr schöne Gemälde und Zeichnungen, die sehen freilich klatterig aus, allein es sind Originale, das sieht man. Ich für meine Person gäbe für ein solches Blatt nicht vier Grivnen, welches sie mit vier Louisdors in Rechnung gebracht haben. Ach, Eure Exzellenz, schloß er, die Kinder kosten einem ein abscheuliches Geld.

In der Abenddämmerung reisten die Eschen zurück. Die Frau Landrätthin beleuchtete unterwegs des Reichsgrafen alten

Adel etwas scharf und meinte, er sei als kleiner Gutspächter zu ihrem M. gekommen. Ich behauptete dagegen, das könne seinen alten Adel nicht zweifelhaft machen; viele verarmte Edelleute seien in ihren Nachkommen Handwerker geworden und viele Abkömmlinge des ältesten Adels in Europa seien jetzt Bauern und geringe Leute, und so wie diese herabgekommen, stiegen andere wieder empor; der halbe Erbbauer Douglas stamme, wie die schottländischen und schwedischen Grafen, aus einer und derselben Familie. Einer muß doch immer der Erste sein, nach zweihundert Jahren ist ein jetzt neuer Edelmann auch schon stiftsfähig; das Alles belegte ich mit Beispielen aus Livland und Deutschland. Nun ja, wenn wir's so nehmen, meinte die Alte. Der Graf fügte hinzu, daß viele Vorfahren hiesiger Bauerfamilien Häuptlinge ansehnlicher Stämme gewesen seien, die jetzt in tiefster Armuth und Sklaverei lebten.

Am nächsten Tage in der Dämmerung kam der Herr Pastor Pegau von Peterskapelle, wo er um gesegneten Strand für die Fischerbauern an der Ostsee gebetet hatte; er verstand darunter einen gesegneten Fischfang, die Bauern aber viel Strandungen und treibende Wracks. Im Schreiben an Friebe und Baronin Boye vertieft, hatte ich das Tuscheln von Martin überhört. Der Herr Pastor beehrte mich auf einen Augenblick mit seinem Besuch, um die persönliche Bekanntschaft mit der par renommée zu verbinden. In einer halben Stunde konnte Keiner etwas Bestimmtes vom Andern erkunden, so feine Blicke auch zwischen den alltäglichen Redensarten bei ihm durchbligten. Er lud mich zu freundnachbarlicher Konversation ein und ich versprach dankend, Gebrauch von der Erlaubniß zu machen."

So mit Besuchen in der Nachbarschaft, mit Anknüpfung neuer Bekanntschaften ging unserem Hofmeister die Zeit dahin. Der Erzähler lernte auch den Grafen August Mellin kennen, den er als einen kleinen, rundlichen Mann schildert und ganz in seine Karten von Livland vertieft fand. Krause wünschte lebhaft, die Liven an der Küste in Peterskapelle, von denen er mancherlei gehört hatte, zu besuchen, und so wurde denn im Juni 1792 von den E.schen gemeinsam mit dem Grafen Mellin und dem Fräulein Auguste K. eine Fahrt dahin unternommen. Darüber berichtet der Erzähler wie folgt.

„Bitter, recht bitter war mir während der Fahrt zu Nuth, denn mir fiel wieder die kürzlich aus Seltinghof erhaltene Nachricht schwer aufs Herz: der Selsausche Onkel Transehe sei schon fort nach England und er habe mich mitnehmen wollen. Die Wehmuth über einen verfehlten innigen Wunsch übermannte mich; ohne mich um etwas zu kümmern, flog ich am Meeresstrande dahin. Das Ufer ähnelte dem bei New-York, die alten Erinnerungen kamen über mich und gingen mit Blitzesschnelle an meinem Geiste vorüber. Vergessen war da alle Herrlichkeit des Landes hier. Frä. Auguste und die Knaben standen auf einmal unbemerkt neben mir; die sanfte, eigene Stimme des Meeres hatte das Knistern ihres Kommens im Sande überstimmt. Bald erscholl der Ruf zum Mittagsmahl. Gleich einem Bienenschwarm wimmelte es im Posthause. Der Kommissar, Herr Korger, ein Sechziger, ehemals Haushofmeister des alten Generals M. und wohl auch Hausphilosoph, stand hinter dem Stuhle der Frau Landrätthin und machte oft gar arge Pöffen; Groß und Klein nannte ihn Du. Er hatte die Alte als junge Frau gekannt und ihren verstorbenen Gemahl als Knaben getragen, die Erinnerungen der goldenen Jugendtage erhielten ihn in Gunst; er hätte immer tolle Streiche gemacht, hieß es. Madame Korger saß mit am Tische und bewies sich als wackere Hausfrau. Die Söhne und Töchter hatten schönen Wuchs, sehr angenehme Gesichtsbildung und gute Manieren. Die Peteruppe machte die Grenze zwischen dem E.schen Gebiet und dem Kronsgute Pabbasch, die Postirung lag auf Pabbaschem Grunde.

Die Herrschaften schifften sich auf drei Böten ein, dreizehn Wirthe ruderten. Obgleich zur un rechten Tageszeit, veranstaltete man doch eine große Fischerei mit den kleinen, hundert Faden langen Netzen. Ich fuhr mit aus auf die Rhebe, die sanften Wogen, wie geschmolzenes Erz, gingen den Landfröschen zu hoch. Diese Arbeit der Fischer hatte ich noch niemals so in der Nähe gesehen. Die Pünktlichkeit und Gewandtheit, mit der sie Alle das Kommando ihrer Führer vollzogen beim Auslegen des Netzes, bei Distanzen, Richtungen und gleichen Ruderzügen, machte der verschrienen Unbehilflichkeit der Letten Ehre. Die Ausbeute lohnte der Arbeit nicht, die wackeren Leute bereuten sie trotzdem nicht; hier galt ihnen die Gelegenheit, ihre Kräfte, Talente und ihre Geschicklichkeit zeigen zu können, mehr als der Ertrag. Es waren lauter tüchtige Leute,

auf Seemannsart gekleidet, wohlgenährt, festen, trotzigen Blickes und in der Gegenwart ihrer Erbherrschaft garnicht verlegen, wie es sonst die Landbauern sind. Fast alle hatten kurze, enge, blaue Jacken mit silbernen Knöpfen besetzt und ein rothes, schwarzes oder gelbliches feines Halstuch auf Matrosenart um den Hals, feinere weiße Hemden und trugen den kleinen runden Hut mit Band und Schnalle. Es gab viel schöne Jünglinge unter ihnen, hochstämmig, breitschulterig, goldlockig, alte Liven, die bloß ihre Muttersprache verändert und von fremdem freien Schiffsvolke in Riga, Pernau und Arensburg so viel an Sitte angenommen haben, als auf ihrer Seelen Grund und Boden fortkommen kann. Die von ihnen gezimmerten Böte, Schaluppen und Jollen verriethen Fleiß und nachgeahmten Geschmack, ebenso ihre kleine Reeperbahn. In der Folge lernte ich ihre Geschicklichkeit und Mannhaftigkeit bei zürnendem Meere und bei Windsbrausen kennen. Der Ethnologe muß sich auf die Seite der Neptunisten schlagen; der unbändige Dzean erzieht überall freisinnige Söhne, wie der Pflug die Seinen ans Joch gewöhnt.

Die meisten der Herrschaften empfanden Langeweile, indessen mußten sie warten, bis die Fischer ihr Hauptgeschäft vollendet hatten, denn zum Gehen über die Dünen fehlte es ihnen an Kraft und Muth. Nachher wurde die sämtliche Bauerschaft auf dem Posthause traktirt. Alle Mannspersonen und Knaben waren besser gebildet als die Frauen und Mädchen, obgleich diese in schöneren Kleidern, mit Thaler- und Dukatenhalsbändern prunkten. Man merkte ihnen an, das mittelmäßige Bier und der Honigbranntwein seien gut genug für ihre Knechte und Mägde, sie nippten nur davon. Im Weinhause bei Riga und beim Destillateur schmeckte es ihnen gewiß anders; das hölzerne Gefäß der Landbauern, gewöhnlich mit saurer Milch gefüllt, enthielt bei ihnen Wein, Rum oder Zuckerschnaps. Weder ihre Freude, noch ihr Dank beim zeitigen Abschiede glichen an Lärm und demüthigen Hand- und Knieküssen den Aeußerungen der Landbauern.“

Im Juli desselben Jahres unternahm der Erzähler zu Pferde eine Reise über Wenden nach Lindenhof, wohin ihn längst die Sehnsucht zog. „Die Wendenschen Berge lagen vor mir, die prächtige Na bog sich in schönen Schwingungen um dieselben, verlor sich hinter einer bebuchten Spitze und blickte weiterhin im Thale

auf und abwärts wie ein Spiegel durch. Nach kurzer Frist fütterte ich den Finnen mit Brod, tränkte ihn mit Hafermehl und zog zu Fuß den steilen Berg hinauf. Ich hielt wohl zehn Mal an, um mir bei immer erhöhtem Standpunkte die Ansichten recht einzuprägen. Eine Winterreise ist doch nichts gegen diese Gemächlichkeit im Vollgenusse freier Natur. Ein Mal hinauf ging es nun stramm, aber bedächtig auf und ab noch dem südwestlich angelehnten Wenden. Die mächtigen Ruinen des alten Schlosses erneuerten in mir Alles, was ich aus der livländischen Geschichte wußte; auch des wackeren Bürings¹⁾ Thaten kamen mir in den Sinn. Ich wollte mich jetzt nicht umsehen, sondern eigens einen Tag dazu verwenden, um den merkwürdigen Ort genauer zu durchwandern. Vor jetzt zog ich die lange Straße hinauf. Der ehrwürdige Propst Baumann²⁾ war seit etlichen Jahren zur Ruhe gegangen, Zink stand als Hofmeister im fürstlich lebenden Hause des Herrn Pierson, Lamberg war als Advokat nach Jakobstadt gezogen, Revisor Lindroth war nicht zu Hause, das konnte ich a priori wissen. Der Finne konnte es wohl noch elf Werst aushalten und die Reviere waren mir bekannt. An der Stelle, wo der Weg nach Johannishof abkehrt, gedachte ich an Baron D.s Feuereifer im Jahre 1784, und die Erinnerungen der verflossenen 8 Jahre geleiteten mich unmerklich ans Ziel.

Die alte Gastfreundschaft nahm mich in Lindenhof mit unveränderter Gesinnung und Herzlichkeit auf. Der Hofmeister Wern war eine neue Gestalt für mich, er war jung, gut gewachsen und von ausgesuchter Reinlichkeit und Einfachheit. Ernst und scharf in Blick und Wort, verwendete er seine Zeit auf Kants Philosophie und die lateinische Sprache; alles Andere, außer Pferdeliebhabelei, hatte nur relativen Werth für ihn. Es war Bedingung seines Engagements, durch keinen Besuch, von welcher Art er auch sei, die Unterrichtsstunden unterbrechen zu lassen, und diese Bedingung hielt er pünktlich ein. Meister Enoch Schröder (sein Vorgänger)

1) Hans Büring, der Schreiber, d. h. Sekretär des Administrators von Livland, bemächtigte sich 1577 durch einen Handstreich des Schlosses Wenden und entriß den Russen auch die Schlösser Burtneck, Lemsal und Rujen.

2) Heinrich Baumann, Propst zu Wenden, geb. 1716, † 1790, hat sich mit der Geschichte Wendens und der livländischen Literaturgeschichte viel beschäftigt.

hatte die jungen Herren und sich etwas viel gehen lassen, Bern zog die Zügel allzu scharf an; die Knaben verloren Lust und Liebe und gehorchten wie der Bauer und mit gleichem Erfolge. Unter dessen hatte Bern eine gute vorgefaßte Meinung von mir und das Disputiren ging an. Die Frau Baronin Boye holte Materialien aus der Plunderkammer der Litteratur der ihr wohlbekanntesten Studirmachergesellen nach eines Jeden Art. Sie, wie ihr Bruder Dankwarth waren mit sich im Klaren, dieser hegte durch Einwürfe und Zweifel und beide hatten ihr Gaudium dabei, denn Jeder gab vor solchen Zeugen seine innigste Ueberzeugung kund. Sie gewannen dadurch mehr Kenntniß von der individuellen Kraft eines Jeden, als je ein Examen rigorosum herauszuholen vermag. Dankwarths ironisch-sokratische Manier und, wo es unheilbare Gecken gab, die scharfe Lauge des horazischen Spotles oder der juvenalschen Satyre schafften ihm Hochachtung und Vertrauen. Der Baronin yorische stille, fromme Sentimentalität ließ nicht merken, daß ihr Bruder sie mit Rabener, Boileau und deren Quellen fast vier Jahre lang und fast ausschließlich gefüttert hatte. Das *Ridendo dicere verum* (im Lachen die Wahrheit sagen) und das *Nil admirari* (über nichts staunen) war beider Symbol.

Vier Tage waren wie ein Morgentraum dahin. Ich hatte sieben Tage Abwesenheit angesagt, denn ich brauchte immer einige Zeit, um die Nachklänge des sorglosen Lebens in die Akkorde des Pflichtlebens zu verschmelzen. Am fünften wollte ich fort, man stellte mir vor, wenn ich bliebe, so sollte mein Pferd bis Lenzenhof vorausgehen, bis dahin solle ich fahrend schnell genug kommen; heute solle ich noch bleiben. Ich sagte, was ich zu sagen wußte. Die Wiederholung der Vorstellung schien mir nur eine Neckerei und Probe; ich ließ sie von elf bis eins (also so lange das Mittagessen dauerte) reden, aß, trank und scherzte nach alter Manier. Man setzte mir bis vier Uhr zu, ich ließ mein Pferd bringen, nachdem ich mich im Stillen mit allen aufwartenden Leuten abgefunden hatte, und sagte kurz scheidend: Ich muß doch fort, und ritt dann gelassen davon. Dies vergaßen sie mir in den folgenden Jahren nicht.

Meine Finne mußte nun besser daran, oder er eilte von selbst; um sechs Uhr hatte ich schon Wenden hinter mir. Nach kurzer Rast förderte der ebene Weg die Reise; das freundliche

Thal lag in feuchtem Schatten. Am Abend war ich wieder daheim. Der folgende Tag war Sonntag. Ich las die Predigt, die Zeitungen und bereitete mich vor, meine Arbeiten nun mit Ernst zu betreiben. Gegen Abend kam Herr Kolsenn aus Niga, Sekretär des Kreisgerichts, dessen Chef der Graf war. Seine Aufnahme war herzlich, die Gräfin scherzte mit ihm, er mit ihr; wer sie nicht gekannt hätte, würde auf einen hohen Grad von Vertraulichkeit geschlossen haben. Allein es war im Grunde nichts weiter als, wie ihre Mutter sagte: Sie ist dulle, sie will nichts als albern und kalbern und Louis kahlmäusert zu viel im Wäldchen, bei den Bienen und bei den Büchern. Ich kann's ihr nicht verargen, sie ist ein junges Mensch, hat keine Sorgen, dazu einen frommen Mann, was sollte sie denn nicht lustig und doll sein? Wir wurden bald bekannt und gute Freunde. Rechtsgelehrter von Profession, besaß Kolsenn auch viel Kenntniß der schönen Litteratur und Fertigkeit auf dem Cello und der Bratsche. Es gab nun angenehme Momente in den Feierstunden der folgenden Tage. Fräulein Auguste K., die zum Besuch kam, behandelte ihn wie die Gräfin und er sie ebenfalls wie jene. Nach acht fröhlichen Tagen schied er. Es fiel nun lange nichts vor, als einige Sonntagsfahrten nach Kolzen, nach Cremon und nach Bögenhof; Cremon und seine Umgebungen überraschten mich, so viel Rühmliches ich auch gehört hatte.

Der Graf besaß noch ein Gut, wo der Jagdhof des verstorbenen Landraths lag, 14 Werst von E.; es war eine holzleere, hügelichte Gegend und grenzte an Treiden. Der Graf wollte ein kleines Wohnhaus daselbst bauen, Gärten anlegen und den kleinen Bach zu Teichen aufstauen. Ja, Bauen wäre eine Lust, sagte er. Die ehrwürdigen Eichen, Reste einer bessern Vorzeit, die Hügel und niedrigen Gebüsche boten Gelegenheit genug dar, einen schönen Landsitz zu begründen. Allein die Gräfin hatte keinen Sinn dafür und lachte uns Bauverständige mit unsern Luftschlössern aus. Hat sich was dort zu bauen, während mein schönes E. einfällt, rief sie. Was kann ich dafür? antwortete der Graf gereizt, wolltest Du wie ich, so wären wir ebenso weit wie die L. schen und übers Jahr könnten wir sicher gegen alles Wetter und bequem im neuen Hause wohnen und durch die ersparte Reparatur so vieler alten Rissen was Ansehnliches gewinnen. Sie begriff das, schob

aber die Schuld auf Mamachen, welche ihre alte, gewohnte Bequemlichkeit nicht aufgeben wolle. Du und sie, Ihr seid beide gleich, rief er unmuthig, Ihr wißt nicht, was ihr wollt, was Ihr mit Eurem schönen Gut anfangen sollt. Louis, mir das! rief sie erregt. Nun ja, fuhr er fort, Ihr wollt nur immer schaben und scharren, aus den Gütern ziehen, ohne wieder etwas anzuwenden; daher verfällt Alles und ans Emporbringen ist garnicht zu denken. Ich machte mich hier davon; so hatte ich den Grafen noch garnicht gesehen gegen seine holde Lina, aber er redete wahr, Alles verfiel wirklich. Kolsenns Wink: die Gräfin sei so leutselig gegen Jedermann, damit Jedermann ihr nichts abschlage und sie Alles wenigstens halb umsonst bekäme, bestätigte sich so ziemlich in Allem, was ich bis jetzt zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte. Aus derselben Quelle erfuhr ich: der Graf suche nur deshalb Landesämter, um Ruhe zu haben und mit Grund von Hause fortfahren zu können; die Rathschläge der anderen Tochter, Charlotte, regierten eigentlich auch hier durch die alte Mutter, die an sich und von Natur edel und freigebig sei. Der Graf sei ein trefflicher, aber weicher Mann, er lebe eigentlich von seinem kleinen väterlichen Vermögen, die Kreisrichtergage gebe er ihm, Kolsenn, als Zulage. Er übe gutes Regiment im Gerichte, gestatte keine Sporteln, thue viel Gutes im Stillen und, da ihm der Aufenthalt auf dem Gute verleidet sei, so beschäftige er sich viel mit gemeinnützigen Arbeiten.“

Im August des Jahres 1792 unternahmen der Graf und seine Frau in Begleitung unseres Erzählers eine Fahrt nach Treyden. Die Gegend und seine Eindrücke mag er wieder selbst beschreiben. „Zulezt gelangte man auf einen hohen, fahlen Berg; eine schönere Aussicht kann es nicht leicht geben, als das Thal in der Tiefe. Treyden mit grandioser Vegetation im Mittelgrunde und jenseits Nurmis, Segewold und Kronenberg; Cremon etwa 5 bis 6 Werst seitwärts. In der chaotischen Zeit der Erdbildung war das Thal sichtbar ein Strom, die Uferschichten und Formen beweisen es, die Höhen selbst tragen offenbar das Gepräge der Schichtung, sind also Niederschläge höherer Wasserstände, deren Abflüsse beim Sinken des Stromes die Schründen als Thäler auswuschen und aus den Höhen den lehmigen Bodensatz als ungeheure Kränze der lange gestandenen Gewässer stehen ließen; viele dieser Sümpfe, besonders auf hochgelegenen Revieren, sind

wohl uralt. So erklärte der Graf die Entstehung dieser Thäler. Dann sprach er weiter über die Lage des Landes und den Zustand der Bewohner und äußerte sich mit vieler Bitterkeit. Alle Länder unter gleichem Himmelsstriche, sagte er, stehen sich besser als unseres, denn die eiserne Ruthe der Leibeigenschaft drückte die Völker nicht so hart und so lange als hier. Der edle Charakter der Deutschen verschlechterte sich durch die Willkür oft bis zur Grausamkeit. Der Klein- wie der Großdeutsche unterscheiden sich nicht viel an Werth und Denkart. Selbst der eingewanderte fleißige, bescheidene, treue, redliche, züchtige Deutsche lernt bald genug Faulheit, Anmaßung, Trug und Ränke von dem Großherrs. Und nun sprach er sich heftig über diese aus. In unserem Lande, fuhr er fort, hält man sich mehr an die Form, als an den inneren Geist, so im Ackerbau, in der Viehzucht, im Gartenwesen, in der Waldpflege, in den Gewerben und Bauten, in den Gerichtsstellen und Lehranstalten. Die im Lande herumwandernden Hofmeister sind meistens verdorben, auch schon faul und gemächlich, voll Ansprüche, und der Hausvater versteht es nicht, ihnen mit ermunterndem Beispiel vorzuleuchten. Der eben angekommene Ausländer ist Anfangs fleißig und redlich, er wird aber bald lächerlich; ist er starrköpfig, so läßt man ihn laufen und stempelt ihn zum Pedanten und er ist froh, eine unbedeutende Anstellung zu erhalten. Ist er biegsam, ein charmanter, guter Mann, so mögen die Kinder thun, was sie wollen, er nimmt Geschenke, pflegt sich, erwirbt eine Tochter oder eine Koufine aus dem Hause und wird nun leicht Pastor, Arrendator, Gutsherr, wird geadelt und steigt von Stufe zu Stufe, und das um so eher, je ähnlicher er seinen Gönnern wird. Ausnahmen heben die Regel nicht auf. Wie weit sind wir noch von wahrer Kultur entfernt! Was wir noch haben, stammt von guten Frauen, die durch gute Hofmeister unter glücklichen Umständen gebildet sind. Die jungen Herrn verwildern im Militär und die Mehrzahl verbauert auf den väterlichen Höfen. Der gebildete Mann ist selten reich. Das redliche Streben nach Einsicht, nach lohnender Wirksamkeit erstickt in den Sümpfen der Modesucht, des Spiels, der Schöngesterei und des Knaufens, und der Traum des schönen Lebens verliert sich in der Wildniß des herkömmlichen alten Schlendrians. Der Graf war im Zuge, die Gräfin mausessill, auch ich redete nicht viel. Das Kapitel von den Hofmeistern

hätte ich gerne erweitert und nach anderer Seite beleuchtet; ich konnte berichtigende Beiträge liefern. Allein eben rollte die Droschke den letzten Abhang hinab zum Krüge bei Trenden.

Ein schöner Teich mit einem Vorwerke lagerte ziemlich kahl zur Seite; die Trendensche Kirche dagegen im echten Style eines Waldfirchlein stand auf dem Hügel, mit schöner Vegetation umkränzt. Rechts zog sich die Straße jähe ins enge Thal. Meine Seele jubelte, Ansichten und Gebilde aus den jugendlichen Heimathsthälern hier, obgleich im Kleinen, wiederzufinden. Ein Prachtlindengang führte zwischen Gärten dahin, weiterhin ein schmaler, aufgeschütteter Erddamm durch den ehemaligen Burggraben zu einer gewaltigen Mauermaße von runder Form, die einen kleinen Hügel bildet. Zu beiden Seiten des Dammes ging es jähe in die Tiefe; an den Abhängen standen schöne Bäume von ungewöhnlichem Wuchs, Eschen, Ahorne, Eichen und Küstern. Nahe daran, links, steht ein runder alter Thurm, 70—80 Fuß hoch, 18 Fuß im Durchmesser, die Mauerdicke 6—7 Fuß, ein treffliches Mauerwerk; Rässe, Frost, Muthwillen und Geiz haben seinen Fuß beschädigt, er selbst steht unverrückt da in allen Unwettern seit Jahrhunderten. Wahrscheinlich war er von Wächtern bewohnt, man sieht im oberen Theile noch Reste von Kaminen, Balkenanlagen und Thüren. Charakteristisch für die alte und neue Zeit steht nebeneinander ein hölzernes Wohnhaus, der riesenhafte Thurm macht es dem Auge noch kleiner und unbedeutender. Nahe an, rechts vom Thurme, steht ein altes Bierdeck, zwei Stockwerk hoch, dormalen eine Kleele, etwas weiter abgebogen befindet sich ein anderer massiver, wohlerhaltener Raum, der als Wirthschaftsgebäude diente; er verdiente es wohl, ausgebaut zu werden. Nebeneinander auf altem Fundamente steht ein hölzerner, mit Holz gedeckter Stall. Sonderbar, unsere erleuchteten Zeiten, durch Philosophie und alle tausend Künste so fortgeschritten, können nicht leicht ein Ziegeldach zu Stande bringen, welches sich ein Menschenalter hindurch untadelig hielt. Sie lassen die unerschütterlichen Mauern der Vorzeit verfallen, auch wohl einreißen, und bauen sich sogenannte hübsche Häuser, Hütten voll Zug, Schwamm und Moder, während man dort Sicherheit und Dauer hätte! Man hat jetzt ungleich mehr Geld, das Land ist wenigstens ebenso volkreich wie ehemals, und man entschuldigt sich doch, den Ausbau der alten Mauern nicht bestreiten zu können, und gleichwohl ist der Bauer

jetzt gedrückter als damals in den sehr unruhigen Zeiten. Von diesem Stalle laufen starke Mauern zu einem Eckgebäude mit noch vorhandenen zwei Stockwerken, deren Spitzgewölbe der alten Kunst Ehre machen. Das untere diente dormalen zu Kellern aller Art, das obere als Belvedere, und entspricht dieser Benennung wirklich. In den Fensternischen sind bequeme Sitze angebracht; hier saß der Burgvogt sicher oft und sah dem nach Segewold oder Cremon ziehenden Fähnlein Reiter wohlgemuth nach. Dieser Eckbau steht auf fast unersteiglicher Felshöhe. Der übrige Theil der Umfangsmauern ruht ebenfalls auf jähe absteigender Felswand; er ist äußerlich zerrissen, von schönem Laubwerk überschüttet und bietet entzückende Aussichten thalaufwärts und auf die romantischen Ufer der Na nach Nurmis hin. Der Abhang des Berges trägt auf seinem Rücken die schönste Vegetation von den kleinen Veilchen und Anemonen bis zu den riesenhaften Bäumen. Der Kalkgrund, die seit Jahrhunderten aufgehäufte Dammerde, die hundert kleinen Quellen, die geschützte Lage der Südseite schaffen ein Revier, welches der Harz, Thüringen oder das Fichtelgebirge nicht schöner aufweisen können. Wendete sich der Gleichgiltigkeitsfinn hier zu Lande, verwendete man nur die halbe Zeit, statt auf Kartenspiel, Wild- und Mädchenjagd, auf Erhaltung des Vorhandenen, auf Ergänzung des Verfallenden, so müßte, ohne Zuthat von Kunst, hier einer der angenehmsten Winkel der nordischen Welt sich bilden. Aber ach! es scheint Alles der gänzlichen Verödung entgegenzugehen.

Nach der ersten Begrüßung mit Herrn von X. zog dies Alles mich hinaus, man mußte mich zum Abschiede rufen. Dieser reiche Tag mit goldner Einfassung, Treyden und früher Peterskapelle söhnten mich mit Allem aus. Die Schlendertage sollten nun abwechselnd beiden Lustrevieren gewidmet sein. Köstliche Zufluchtsorte des Stilllebens, wo jeder Winkel, jede Höhe ein ergreifendes Ahnen der Vergangenheit, ein glückliches Vergessen der Gegenwart erzeugte und wo der Glaube an den stets sich bessernden Weltgang mit beglückenden Phantasien für die Folgezeit sich beschäftigte.“

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Sibirien.

Von R. Neumann.

(Schluß.)

Im Oktober 1874 war an Stelle von Sinesnikow Baron Fredericks zum Generalgouverneur von Ost-Sibirien ernannt worden. Damit hörten viele Unannehmlichkeiten in Neumanns dienstlichen Verhältnissen auf, obgleich Sinesnikow Fredericks ausdrücklich vor ihm und Milutin gewarnt hatte, was dieser Neumann bei der ersten Begegnung selbst mittheilte, mit dem Zusatz, er würde keine solche Bevormundung dulden, wie sie Milutin und seine Freunde seinem Vorgänger gegenüber geübt hätten. Fredericks war ein anständiger Charakter und wußte sich der unbequemen Opposition mit anständigen Mitteln zu entledigen. Milutin wurde bald darauf in eine höhere Stellung nach Petersburg berufen und Neumann mit einem ehrenvollen Auftrage für längere Zeit aus Irkutsk entfernt. Er sagt darüber in den auf Bitte der Schwester niedergeschriebenen Erinnerungen:

„Gleich nach Neujahr 1875 erhielt Baron Fredericks aus Petersburg den Befehl, einen seiner Beamten zur Untersuchung von völkerrechtswidrigen Handlungen, die von Seiten amerikanischer Wallfischjäger an unseren Küsten verübt worden sein sollten, zur definitiven Feststellung des Tributs der Tschuktschen, den sie wieder zu zahlen unterlassen, zur Verhandlung mit der japanischen Regierung über die Abtretung von Sachalin, resp. der Kurilen, zur endgültigen Regulirung der Kamtschatkaschen Verhältnisse und zur Revision der Post von Peking nach Kiachta zu entsenden. Auf einer Sitzung der geographischen Gesellschaft sagte der Generalgouverneur: „Ich könnte dazu, wenn ich sie augenblicklich zur Disposition hätte, meine sämtlichen Beamten zu besonderen Aufträgen fortschicken, ersuche aber statt dessen die Gesellschaft, mir

ihren Sekretär, der ja auch mein Beamter ist, zurückzugeben, und ersuche ihn, diese Reise anzutreten.“ Ich verlor dadurch freilich meine gute Stelle, wurde aber andererseits auch sehr gut gagirt (2 halbe Imperiale täglich) und hatte Aussicht, neue Länder und fremde Völker kennen zu lernen. Dazu war die Form, in der mir der Auftrag erteilt wurde, so liebenswürdig gewählt, daß ich, obgleich ich sehr wohl die Absicht, mich aus Irkutsk zu entfernen, merkte, doch sofort erklärte: „Wenn die geographische Gesellschaft ihren Sekretär entläßt, werde ich es mir zur Ehre anrechnen, die Befehle Sw. Hohen Erzellenz auszuführen.“ Noch in derselben Sitzung wählte die geographische Gesellschaft einen andern Sekretär, Sagorski, der die Stellung aber nur als mein Stellvertreter bis zu meiner Rückkehr annahm.

Vordem ich diese große Reise antrat, hatte ich noch eine Fahrt nach Nertschinsk zu machen, deren Erlebnisse ich in meiner 1881 in der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ zum Abdruck gelangten „Sibirischen Erzählung“ verwerthet habe; nur war es nicht Weihnachten, sondern Ostern, als ich die Reise machte.“

Im April 1875 trat Neumann die zweite Expedition zu den Tschuktischen an, die in seinem sibirischen Leben eine so große Rolle spielen. Diesmal beanspruchte sie nur 9 Monate und, unter ganz andern Verhältnissen gemacht, brachte sie viel mehr Reizgenuß und viel weniger Entbehrungen und Gefahren mit sich. Durch die andern ihm übertragenen Geschäfte war ihm ein Weg vorgezeichnet, der weit nach Süden führte und ihm eine neue Welt erschloß. Nicht nur Japan lernte er kennen, sondern auch Kalifornien, die Philippinen, Haiti und zuletzt China. Leider fehlen die Briefe aus Japan und Kamtschatka, und die viel später aufgezeichneten Erinnerungen sind kurz gefaßt und ermangeln der lebendigen Anschaulichkeit, welche die Briefe haben. Immerhin kann die ganze Reise recht genau verfolgt werden.

Am 8. Mai 1875 schreibt Neumann aus Blagoweschtschensk: „Am 20. April verließ ich Irkutsk, fuhr über den Baikal noch mit Schlitten und war rasch in Tschita, wo ich mich fünf Tage bei Maydell aufhielt, einmal, um mit einem so bewährten Freunde und seiner lieben Frau alles Schwere der letzten Zeit in Irkutsk durchzusprechen, und zweitens auch, die Tschuktischen-Angelegenheiten mit ihm zu berathen. Von Tschita reiste ich mit dem General-

gouverneur und seiner großen, glänzenden Suite langsam und sehr bequem über Nertschinsk nach Sretensk, wo wir uns bei starkem Eisgang einschifften und die Schilka hinunter dampften — vom letztgenannten Ort durch ein mir unbekanntes Land. Bei Pokrowka bilden Schilka und Argun den Amur. Unsere Reise auf dem Riesenstrom ging aber sehr schlecht von statten; wir brauchten volle sieben Tage bis hierher und kamen, vom Treibeis stark mitgenommen, beinah ohne Radschaukeln hier an. Hier sitzen wir nun schon den dritten Tag und flicken unser Schiff. Ich verbringe die Zeit sehr angenehm, bin bei Albert Offenberg gut aufgehoben und freue mich des eben mit voller Macht hereinbrechenden Frühlings seit langer Zeit zum ersten Mal wieder unter Eichenlaub — vielleicht zum letzten Mal. Morgen reisen wir weiter, Gott sei Dank, fürs Erste nach Süden in Wälder von blühenden Äpfeln, Birnen und Pfirsichen, um deren Stämme sich echte Reben winden. Wie lange habe ich das Frühlingwerden nur an blühendem Faulbaum gesehn, zwei Jahre habe ich die schöne Zeit fast ohne jede Blüthe verlebt, nun werde ich schadlos gehalten, denn der Ussuri hat doch schon subtropische Vegetation. Darauf freue ich mich und ebenso auf Austern, Hummer, Bullen und Brätlinge in Wladivostok. Hier haben wir schon den schönsten frischen Kaviar zu 5 Kop. das Pfund, vorzügliche zollfreie Havannahzigarren zu 6 Rbl. und Porter zu 60 Kop., der in Irkutsk 2.50 kostet. In Blagoweschtschensk herrscht ein buntes Gemisch aus drei Welttheilen: Europa, Asien und Amerika. Deutsche, französische, englische und amerikanische Magazine in bunter Reihe mit chinesischen und japanischen, ein Duzend Sprachen und Trachten erinnern unwillkürlich an Gerstäckers Kalifornien, wie es war, sind ja doch auch hier in der Nähe reichere Goldlager entdeckt, als Amerika sie aufzuweisen hat. Am andern Ufer des Stromes liegt Sachalan-ula-hoton, ein echt chinesisches Städtchen, dessen herüberkommende Zeugen gar sehr mit unsern stolzen Dampfern kontrastiren. Ein hübsches, belebtes Bild unter den gezogenen Kanonen unserer Ufer-Batterien, die eben den chinesischen Generalgouverneur aus Nigun begrüßen. Ich muß zu dem unsrigen, um den Empfang mitanzusehen.“

Baron Fredericks sollte in Blagoweschtschensk den Frieden von Nigun erneuern und brauchte, um den Chinesen zu imponiren, ein möglichst großes Gefolge. Das war der Grund, warum er

auch Neumann fürs Erste bei sich behielt. Dieser meint, daß der Generalgouverneur damals sich der Verantwortung, Chef eines so großen Gebiets zu sein, bewußt geworden wäre und in Folge dessen die Zweitheilung Ost-Sibiriens in Petersburg angerathen habe. Neumann wies darauf hin, daß, wenn ein Fluß überhaupt natürliche Grenze sein könne, es der mächtige Strom, der Ussuri, wäre. Die Natur selbst hätte durch das Aufhören des Nadelholzes und den Anfang des Laubwaldes, durch das steile rechte Ufer, die Grenze gewiesen, wo der theilende Schnitt geführt werden müsse. Fredericks eignete sich diese Anschauung an, und ihr wurde bei der späteren Errichtung des zweiten Ostsibirischen Generalguberniats mit dem Regierungssitz in Chabarowka Rechnung getragen. Am 16. Mai wurde Chabarowka erreicht.

„Von dort fuhren wir den wunderschönen Ussuri hinauf und schließlich die Sungatschà bis zum Chaulasee. Nach sehr stürmischer Ueberfahrt über diesen erreichten wir Kameny-Nybolew, eine Stadt mit ganz amerikanischem Charakter, die wohl eine große Zukunft hat, ebenso wie das 120 Werst weiter am Suifun gelegene Nikolskoje. Auf der ganzen Strecke zwischen Stretensk und Nikolskoje hatten wir nur diese letzten 120 Werst zu Lande zurückzulegen. Von dort fuhren wir c. zwei Tage auf dem Suifun und erreichten endlich nach achtstündiger Seefahrt am 4. Juni Wladiwostok. Im Hafen von Wladiwostok lagen außer den elf Kriegsschiffen der sibirischen Flottille noch zwei Korvetten und zwei Klipper von der russischen Pazifikflotte. Einer dieser Klipper, der Gaidamak, war zu meiner Reise ins Eismeer bestimmt und sollte womöglich Wrangellsland erreichen, das oft gesehene und nie erreichte. Das Schiff hatte 12 Kanonen, 280 Mann Besatzung und galt für eins der schnellsten Schiffe der russischen Marine, freilich auch für einen der ärgsten Schaukler. Nachdem ich mich auf dem Gaidamak etwas orientirt hatte, wurde es mir sehr bald klar, daß wir mit diesem Schiff unmöglich nach Wrangellsland kommen könnten, da es nur für sieben Tage Kohlen an Bord nehmen konnte. Was half es da, daß auf Befehl des Großfürsten Konstantin ein großer Kohlenvorrath für 2300 Dollars auf japanischen Segelschiffen nach Peterpaulshafen vorausgeschickt worden war? Ich bin überzeugt, daß die Erreichung von Wrangellsland möglich ist, aber nicht mit Kriegsschiffen. Dazu braucht man einen kleinen Dampfer von der

Kolyma aus, Jäger, Fischer und Hunde von eben daher. Wo bleiben ein paar hundert Menschen im Fall eines Unglücks, wo bekommt man Kleider und Nahrung für sie, wenn man zu überwintern gezwungen sein sollte?

Nach dreitägiger Ueberfahrt waren wir am 10. Juni in Hakodade, wo die letzten Vorbereitungen zur nordischen Fahrt getroffen wurden. Wir waren auf sieben Monate mit Lebensmitteln versorgt — meistens Fleischkonserven und gepreßtes Gemüse — nur einmal wöchentlich war die Mannschaft auf das früher so verrufene Bockfleisch angewiesen. Hakodade hatte damals noch ganz die Physiognomie von Alt-Japan. Die Volkstrachten, die Lebensweise, die Fahrgelegenheiten erschienen dem Europäer sehr fremdbartig und eigenthümlich.

Die Seereise von Hakodade nach Peterpaulshafen dauerte neun Tage. Kamtschatka war seit vierzehn Jahren von keinem höheren Beamten besucht worden; dennoch konnte ich die ganze Revision in drei Tagen beenden, da ich sämtliche Kassen in bester Ordnung fand, kein einziger Kriminalfall vorlag, und fast alle Bagatellprozesse auf dem Vergleichswege beizulegen waren. Die Leute, die sich nicht vergleichen wollten, verwies ich auf meine Rückkehr. Viel zu schaffen machte mir nur das Hospital, in dem alle Kranken aus ganz Kamtschatka zusammengeschleppt waren, die beinah ausnahmslos an vererbter Syphilis litten. Zwei Jahre vorher waren ein paar tüchtige Aerzte dorthin geschickt worden, sie hatten aber mittlerweile die mitgebrachten Medikamente fast ganz aufgebraucht, und es fehlte namentlich an Jodpräparaten. Da ich einige tausend Rubel zu unvorhergesehenen Fällen zur Verfügung hatte, entschloß ich mich kurz dazu, eine Eskafette zu Lande um das Ochotzkische Meer herum nach Nikolajewsk zu schicken mit dem Auftrag, für c. 1000 Rbl. Jodpräparate zurückzubringen. Eine solche Menge gab es natürlich da nicht; da aber das Geld dafür eingezahlt war, wurden die Medikamente telegraphisch aus Irkutsk verschrieben und trafen in vier Monaten richtig ein. Sowohl der Generalgouverneur wie die Kontrollpalate bestätigten diese Ausgabe als voll berechtigt.

Am 4. Juli, dem Verfassungsfest der Vereinigten Staaten, gaben uns die nordamerikanischen Kaufleute in Peterpaulshafen ein großes Diner. Da sie selbst sehr unter dem von ihren Lands-

leuten im Norden schwunghaft betriebenen Schmuggel litten, sahen sie es sehr gern, daß der Haidamak die russische Kriegsflagge einmal in jenen Gewässern zeigte. Darnach verließen wir die schöne Awatschabai und liefen bis zum Behringsmeer noch fünf Buchten an. An der Anadyrbai machten wir Halt, um die voraus dahin beorderten Tschuktischen-Dolmetscher aufzunehmen. Diese waren aber nicht da, und es blieb mir nichts übrig, als das große Schiff zu verlassen und mit der kleinen Dampfbarasse den mächtigen Strom hinaufzufahren in der Hoffnung, Markowo zu erreichen und dort „Zungen“ (Dolmetscher) zu finden, denn ohne diese wäre es ja reiner Unsinn gewesen, Klagen der Tschuktischen gegen die Amerikaner entgegenzunehmen und entscheiden zu wollen. Ich selbst konnte mich wohl nothdürftig mit meinen alten Freunden, den Kennthier-Tschuktischen, verständigen, aber ihr Dialekt weicht von dem der Küstentchuktischen (Namollo) ungefähr so weit ab, wie das Russische vom Polnischen. Nach wenigen Tagen hatte ich die Freude, Leute zu treffen, die ich 1869 kennen gelernt. Sie führten mich an unsere damalige Lagerstätte, auf der noch das von uns am 30. August 1869 aufgerichtete Kreuz stand. — Auf halbem Wege nach Markowo kam uns ein Boot mit einem Dolmetscher entgegen. Es war ein sehr brauchbarer und tüchtiger Mensch, ein Tschuktische, der vier Jahre auf einem amerikanischen Wallfischfänger Matrosendienst gethan hatte. Daher verstand er außer den beiden Tschuktischendialekten auch englisch, aber kein Russisch, das in jenen nördlichen Gegenden wenig bekannt ist. Vom Anadyr hatten wir eine wunderhübsche Reise durch den Senajawin-Sund, der von Lütke aufgenommen, von Kogebue genau beschrieben und von Chamisso poetisch geschildert worden ist. Wir liefen noch in die Heilige-Kreuz-Bai ein, besuchten die St. Laurentius-Inseln und die Diomedes-Inseln, statteten auch der durch Billings berühmten Metschigmenbai mit ihren heißen Quellen einen Besuch ab und kamen endlich in die Behringsstraße. Es war ein wunderschöner, klarer Morgen, der 6. August, als ich mit einem Blick die alte und die neue Welt erfassen konnte: zur Linken Asien mit dem Ostkap, zur Rechten Amerika mit dem Prince of Wales-Vorgebirge, vor mir das absolut eisfreie Polarmeer. Die Eisverhältnisse erschienen mir in diesem Jahr so überaus günstige, daß ich an den Befehlshaber des Haidamak, Kapitänlieutenant Tyrtow, der, sowie

alle zwanzig Offiziere an Bord, die ganze Zeit über die Liebenswürdigkeit selbst gegen mich gewesen war, die Frage stellte, ob nicht doch der Versuch zu machen sei, Wrangellsland zu erreichen. Es wurde ein Schiffsrath zusammengerufen, und da ergab es sich, daß der Haidamak nur für fünf volle Tage Kohlen hätte, und Niemand die Verantwortung für eine Fahrt übernehmen wollte, bei der man eine Ueberwinterung in der arktischen Zone riskirte. Man konnte ja jeden Augenblick auf Treibeis stoßen, und da die Lage von Wrangellsland so unbestimmt war, könnte es auch leicht möglich sein, daß wir es nicht fänden, oder daß wir es fänden und dort überwintern müßten. Hätten wir unsern großen Kohlenvorrath, statt in Peterpaulshafen, in der Lorenzbai gehabt, so hätten wir möglicherweise unter den anscheinend so besonders günstigen Verhältnissen Wrangellsland erreicht — so aber wurde die Rückkehr beschloffen, nachdem wir noch das nächste Vorgebirge, Serdze-Kamenny, besucht hatten, das schon unbedingt dem Eismeer angehört. Es ist dasselbe, an dem 1880 die Vega überwinterte.

Was nun meine Untersuchungen über das Verhalten der Amerikaner zu den Tschuktischen, die seit 1869 russische Unterthanen geworden, betrifft, so gelang es mir nicht, irgend welche Beweise dafür zu sammeln, daß die Tschuktischen auf illegale Weise ausgebeutet würden. Ich will nicht sagen, daß ein ganzes Dorf einfäufen und ihm dann das theure Pelzwerk für wenig Branntwein abnehmen, legaler Handel sei, aber wo ist die Grenze? So lange der Tauschhandel mit Fellen und Rennthieren einerseits — mit Gewehren, Blei, Pulver, Kleidungsstücken und leider vorherrschend Branntwein andererseits, nicht absolut verboten ist, kann man schwer eine Ausbeutung verhindern. Ein Tschuktische hatte für drei Rennthiere einen Liter Branntwein erhalten und war überzeugt, daß der amerikanische Kapitän ein furchtbar dummer Kerl gewesen sei. Welche Schuld konnte man dem Yankee zumessen? Er hatte gegen kein Gesetz verstoßen, denn Gesetze, welche den Tauschhandel regelten, gab es garnicht.

Von der Behringsstraße nach Peterpaulshafen zurück brauchten wir nur neun Tage. Dort hielten wir uns kurze Zeit auf, besuchten dann noch die Behrings- und die Kupfer-Inseln, querten den Stillen Ozean nach Sitka hinüber und fuhren an der amerikanischen Küste nach St. Franzisko. Das Wetter fing an bedenklich

zu werden, aber wir kamen noch sehr glücklich nach Honolulu, wo wir drei Tage blieben, ehe wir direkt nach Wladivostok zurückkehrten. Hier fand der Haidamak den Befehl vor, sich der Gesandtschaft in Jeddo zur Disposition zu stellen. Der Amur war bereits gefroren, dadurch war mir der Landweg von Wladivostok nach Kiachta verlegt, ich erbat also telegraphisch von Fredericks die Erlaubniß, mit dem Haidamak via Jeddo, Hongkong, Schanghai nach Peking zu gehen und die Postrevision von Süden anzufangen. Fredericks Zustimmung erfolgte gleich, und ich erhielt 1700 Rbl. zu dieser Reise angewiesen.

Schanghai, den 16./28. November 1875.

Bis hierher ist alles gut gegangen; ich habe in Japan und hier alles erreicht und durchgesetzt, was ich nur wünschen konnte, und mehr, als der Generalgouverneur und die Minister erwarten und verlangen durften. Die amerikanische Kompagnie zahlt uns 100,000 Pfund mehr, als wir bisher bekamen, und ich habe mir damit eigentlich einen zweiten Wladimir verdient. Da ich aber schon einen habe, und die folgende Klasse ein zu hoher Orden für mich ist, bekomme ich wohl irgend eine andere Belohnung. Das hängt aber ganz vom Generalgouverneur ab, und der liebt mich nicht besonders. Daß aus dieser Expedition, die zuerst eine wissenschaftliche sein sollte, eine administrative und quasi diplomatische wurde, sah er nicht voraus. Jedenfalls habe ich wohl das Recht, zu erwarten, daß man mir auch die endgültige, formelle Regelung der Sache überläßt, d. h. die Einholung der Bestätigung des neuen Kontrakts in Petersburg und in San Franzisko. Das hat man mir auch versprochen, da man mich auf diese Weise wieder für geraume Zeit aus Irkut los wird.

Am 18. Oktober verließ ich wieder auf dem Haidamak den Hafen von Wladivostok. Wir waren zum dritten Mal in Gacadabé, machten den dritten schweren Sturm auf unserer fünfmonatigen Reise glücklich durch und kamen am 1. November in Yokohama an. Hier war noch voller Sommer, Reis stand noch auf dem Halm, Kamelien blühten im Freien, volle Trauben hingen an den Spalieren neben Aprikosen und Pfirsichen — den Herbst zeigten nur die reifen Orangen und Zitronen an. Acht Tage war ich in Jeddo und seiner Umgebung, von unserem Gesandten Karl Struve, einem Sohn des berühmten Astronomen und selbst Astronom,

aufs freundlichste aufgenommen. Wir kannten uns noch von Pulkowa her. Ueber Jeddo kann man Bücher schreiben und doch diese Riesenstadt nicht erschöpfend beschreiben. Hier siehst Du Alt-Japan mit seinen Taitun- und Daimios-Schlössern in prachtvollen Gärten, seinen colossalen Buddha- und Schinto-Tempeln, neben dampfenden Lokomotiven und Dampfschiffen, Gaslaternen und Telegraphenpfosten. Das Geräusch mächtiger Maschinen, moderne Zivilisation verkündend, mischt sich mit dem Lärm der Trommeln und Glocken vieltausendjähriger Tempel, die staunend auf den Kaiserpalast von ihren Höhen herabschauen und sich zu fragen scheinen, ob wirklich ein Nachkomme der alten Mikados in ihm residirt. Es klingt unglaublich und ist doch wahr: ein jetzt erst 23jähriger Jüngling hat eine Nation von 35 Millionen aus tausendjährigem Schlaf zu frischem Leben erweckt. Mit 15 Jahren auf den Thron der alten Kaiser gekommen, hat er in acht Jahren mit allen Traditionen gebrochen und sein Reich beinah zum Range einer Großmacht erhoben. Wenn man Japan aus alten Beschreibungen kennt und das jezige sieht, so ist man geneigt zu glauben, die alte Religion dieses Volkes sei wahr, es existire eine Seelenwanderung. Ja, die Seele des großen Zaren hat sich in den Körper des jungen Mikado verirrt — er ist Peter der Große in milderer Form, aber mit nicht weniger Energie und Einsicht. Wenn das so weiter geht, wenn Schiene sich an Schiene schließt, ein elektrischer Draht sich an den andern reiht, eine gepanzerte Fregatte nach der andern vom Stapel läuft, ein Gesetz weiser als das vorangehende ins Leben tritt, und alledem ein hochbegabtes Volk zujauchzt, froh, der feudalen Herrschaft seiner Theilfürsten und der Despotie seiner Pfaffenlaste los und ledig geworden zu sein, wenn ganze Schiffsladungen von Knaben und Mädchen nach Amerika und auch nach Europa geschickt werden, um auf Regierungskosten eine vortreffliche, reale, von Latein und Griechisch verschonte Erziehung zu erhalten, wenn schließlich diese junge Generation, wenn auch etwas frühreif und gar zu leicht geneigt, über die alte den Stab zu brechen und sie zu verlachen, in die Heimath zurückkehrt mit warmer Liebe zu dem schönen Heimathlande im Herzen, das sie in der Fremde nicht vergessen, wenn Knaben dir ins Gesicht sagen: wir sind die Ahnen einer neuen Generation, und Fürstentöchter mit selbstbewußtem Stolz gebildeten

Männern aus dem Volk die Hand reichen — vor zehn Jahren noch ein Verbrechen, auf das der Tod der Bestaltinnen stand —: kann man da an der Zukunft des Volkes zweifeln, muß man sich nicht freuen, wenn auch auf wenige Augenblicke nur Zeuge werdenden Lebens, des Erwachens einer neuen Zeit gewesen zu sein? Ich muß Dir gestehen, ich hatte in Japan Augenblicke, wo ich alles fortwerfen wollte und nur da bleiben zu können wünschte — wenn nicht anders, so als einfacher Lehrer der Mathematik, um mit einem Baustein zu legen zum großen Bau eines neuen Lebensdoms. Wenn alle meine Pläne Schiffbruch leiden, wenn meine sehnlichsten Wünsche nicht in Erfüllung gehen, so wünsche ich nur noch, nach Japan zu gehen, um meinen Lebensabend in dem Lande zu verleben, wo ein neues Leben erwacht. Japan, der Chinesen Nipon, heißt: das Land, wo die Sonne aufgeht — wenn es noch in Sibirien und weit in Europa hinein tiefe Nacht ist. — Doch ich habe mich wieder einmal hinreißen lassen, Phantasien niederzuschreiben, anstatt weiter zu erzählen, was ich erlebte. Aber immer Reisebeschreibungen — das wird langweilig, und genaue Schilderungen von Land und Leuten geben Bücher besser, als ich es vermöchte, da drängt das Persönliche sich vor. In Jeddo besuchte ich eine Sitzung der deutschen ostasiatischen Gesellschaft und wurde zu meinem großen Erstaunen von dem Präsidenten aufgefordert, einiges von meinen Reisen mitzutheilen. Die Versammlung war zahlreich und ich unvorbereitet, aber ich ließ mich nicht lange bitten und schoß los. Ein eigner Zufall — meine erste öffentliche Rede in deutscher Sprache wurde in Japan gehalten! Ich schreibe Dir das Urtheil über dieselbe aus einer englischen Zeitung aus. „In der gestrigen Sitzung der D. D. G. hatten wir das Vergnügen, einen ausgezeichneten Vortrag über Nordostasien von einem Kurländer zu hören, der eben aus der Behringsstraße auf dem russischen Klipper *Haidamaß* hier angelangt ist, aber schon früher zwei Jahre in jener terra incognita verlebt hat. In dem reinen Deutsch seiner Heimath gab uns Dr. Neumann in 1¹/₂stündiger freier Rede prächtige Schilderungen aus seinem Wanderleben unter den Tschuktischen und auf den Inseln des Eismeeers. Schade, daß diese lehrreichen Mittheilungen nicht im Druck erscheinen können, da die Kürze der Zeit nicht erlaubte, sie zu stenographiren. Auf allgemeine Bitte, uns noch Einiges aus Sibirien zu erzählen,

versetzte uns der Redner mit wenigen Worten aus der nordlichtbeleuchteten Einöde des Eismees mitten in die Steppen der Mongolei, ins Quellgebiet des Jenissei, und gab uns eine Schilderung einer Antilopenjagd in so lebhaften Farben, daß wir dem Gelehrten leicht das Herz des kühnen Jägers anmerkten. Wir erinnern hier daran, daß auch der berühmte Afrikareisende Dr. Schweinfurth den Ostseeprovinzen des russischen Reichs entstammt."

Am 17. November verließ ich Yokahama auf einem japanischen Postdampfer, der ganz vortrefflich eingerichtet war, nicht ohne vorher noch einen Tag in Yokosko zugebracht zu haben, wo der Haidama im Dock lag, um sich von den schweren Stürmen, die wir auf der nordischen Reise durchgemacht, zu repariren. Schwer wurde mir der Abschied von den Kameraden dieser schweren Reise, aber „geschieden muß sein!“ Zwei Tage war ich noch in Kobbe, Osaka und Miako, der alten Hauptstadt Japans; weitere zwei Tage in Nagasaki, einer der schönsten Städte der Welt, reich an historischen Erinnerungen der Jesuitenzeit Japans. Hier liegt die kleine Insel, der Papenberg, von der einige tausend (sogenannte) Christen ins Meer gestürzt wurden. Die 200jährige Gedenkfeier dieser quasi Märtyrer und ihre Heiligsprechung durch Pius IX. erlebte ich 1860 in München mit. Nicht weit von hier liegt in Trümmern ein stolzes Daimios-Schloß des Fürsten von Saguma, der als „letzter der Barone“ sich an die Spitze der Konservativen stellte und Japan von den Europäern befreien wollte. Das niederträchtige England verkaufte ihm Kanonen und Kriegsschiffe, gab ihm Offiziere und Munition, aber amerikanische Bomben legten seine stolze Feste in Trümmer und bewiesen in diesem Fall, daß das Sternenbanner der wahre Träger der Zivilisation sei. Auf dem Monument der gefallenen Amerikaner steht die Inschrift: „Gestorben für Aufrechterhaltung der Verträge, für Recht und Freiheit, gegen die Perfidie.“ In Nagasaki sah ich das erste deutsche Kriegsschiff, die Hertha, und verlebte ein paar angenehme Stunden auf ihr, unter dem schwarz-roth-weißen Banner der geeinigten Nation deutscher Zunge. In der Offizierskajüte hing neben den Bildern des Kaisers Wilhelm und seiner Helden auch das Bild unseres Kaisers und wir tranken echt bayerisches Bier und vortrefflichen Rheinwein auf das Wohl beider Kaiser. Das

dritte Glas galt dem großen jungen Kaiser im Osten, in dessen Reich wir uns befanden, und seiner Gemahlin, die der Gertha eine eigenhändig gestickte seidene Fahne in den deutschen Farben geschenkt hatte. Eine Kopie dieser Flagge habe ich mir zum Andenken gekauft und in eine Ecke noch den russischen Doppeladler und die japanische Sonne hineinsticken lassen. — Seit 5 Tagen bin ich nun hier in Schanghai, habe meine Geschäfte abgemacht und warte auf den Dampfer nach Tientsin. In einer Woche denke ich in Peking zu sein, wo ich acht Tage wohl bleibe. Wenn alles gut geht — namentlich die Reise durch die Mongolei, die in dieser Jahreszeit gerade nicht eine Spazierfahrt zu nennen ist — so hoffe ich zu Weihnachten in Irkutsk zu sein.

Peking, den 13./25. Dezember 1875.

So steht denn endlich der für mich so verhängnißvolle Ortsname an der Spitze eines Briefes an Dich; aber ich bin nicht fähig, Dir zusammenhängend zu schreiben. Mir ist das Herz so voll von den widersprechendsten Gefühlen, daß ich kaum die Feder zu halten vermag. Dreizehn Jahre meines buntbewegten Lebens tanzen mir auf dem Papier — ich kann Dir heute nur gerade ein Lebenszeichen von mir geben. Aus Irkutsk bekommst Du weitere Nachrichten. Mich hält jetzt nur die Hoffnung auf ein Wiedersehen aufrecht, läßt mich keine Mühe, Arbeit und Gefahr scheuen, bis ich es erreicht habe. — Gestern war ich zum Weihnachtsbaum beim deutschen Gesandten — wie stand da meine ganze Kinderzeit lebhaft vor mir — wie Viele, die einst mit mir sich des Christbaums freuten, deckt die Erde, und wie weit sind alle, alle andern Lieben!

Mir steht noch eine sehr schwere, ja, gefährvolle Reise durch die Mongolei bevor, doch denke ich, es wird nicht schlimmer sein, als in den Tundren und im Eismeer. Schwere Reise und Gefahr sind relative Begriffe. Die schwerste Reise, die wohl jemals gemacht wurde, war meine bis hierher. Dreizehn Jahre unterwegs und häufig genug die größte Gefahr vor Augen, in der ein Mensch schweben kann — die Gefahr, sich selbst zu verlieren.

*

*

*

Ehe Neumann von Schanghai nach Peking ging, hatte er noch ganz auf eigene Rechnung einen Abstecher nach den Philippinen und Hongkong gemacht, weil ihn die Tropen lockten. Ganz begeistert

schreibt er in einem spätern Brief: „Wie schön ist das südliche Kreuz, wenn sein Licht, durch Palmenblätter strahlend, unser Auge trifft, und Lotos zu unsern Füßen blüht! Noch eine solche Zauber-
nacht, wie die auf Luzon, an der Seite einer geliebten Frau und — poi mori!“

Von Schanghai reiste Neumann auf einem amerikanischen Schiff, das ihn über Tschifu nach Tientsin bringen sollte. „Über schon an der Mündung des Peiho bei den berühmten Taku-Forts“, heißt es in den Erinnerungen, „pactete uns der Winter. Der Strom trieb Eis, man konnte Tientsin nicht mehr zu Schiff erreichen, und ich lernte hier zum ersten Mal die Unnehmlichkeit echt chinesischer Transportmittel kennen. Ein Rennthierschlitten oder eine Hundemarte sind wahrhaft kultivirte Vehikel gegenüber einer zweiräderigen mongolisch-chinesischen Arba. Die Fahrt war einfach gräßlich, und diese zwei Tage wurden noch dadurch verschlimmert, daß ich ohne Dolmetscher war. In Tientsin, das nächst Kiachta das Hauptemporium für den russischen Theehandel ist, und wo auch viele andere Europäer und Amerikaner ständige Niederlassungen haben, hielt ich mich nur wenige Tage auf, da sich mir Gelegenheit bot, in guter Gesellschaft, mit einem deutschen Kaufmann Meyer, der schon viele Jahre in China gelebt hatte, nach Peking weiterzureisen. So zog ich denn am 24. November durch das Südthor in die Hauptstadt des himmlischen Reiches ein, während ich vor 12 Jahren durch das Nordthor nach Peking kommen sollte — aber ich war nun doch da. In Peking traf ich einen alten Freund, den Gesandtschaftsarzt Dr. Emil Brettschneider, und die mir wohlbekannte Familie des russischen Gesandten Büzow. Mit Frau Helene Büzow hatte ich in Irkutsk manche Quadrille getanzt. Bei Brettschneider wurde ich auf das Lebhafteste an die baltische Heimath erinnert durch ein Buch, das ich bei ihm fand: Wilhelm Wolffschild von Th. G. Pantenius. Ich habe es in einer einzigen Nacht durchgelesen. — Brettschneider und Büzow machten mich in wenigen Tagen mit allen europäischen und amerikanischen Gesandten bekannt und thaten alles, mir die große Stadt zu zeigen. Eine meiner ersten Ausfahrten galt der geistlichen Mission, in deren Umzäunung sich das meteorologische Observatorium befindet. Mein Nachfolger an demselben, Dr. Fritsche, war nach Europa zurückgekehrt, weil seine Frau wahnsinnig geworden war. Es gehört

in der That ein starkes Nervensystem dazu, dort in dem Kloster auszuhalten, einige zwanzig Kilometer von den Gesandtschaften und jeglicher Gesellschaft entfernt. — Der damalige Vorsteher der geistlichen Mission war der berühmte Geograph und Sinolog Erzbischof Paladius, der schon über dreißig Jahre in China als Missionär thätig gewesen war, einer der gebildetsten und gelehrtesten Männer, die mir vorgekommen sind. Gern wies er mir für eine Nacht Fritsches verlassene Wohnung an, und so habe ich wenigstens eine Terminbeobachtung am 1. Dezember in Peking durchgeführt, mit Instrumenten, die ich sehr genau kannte, da ich sie von Petersburg bis Irkutsk oft gebraucht hatte. — Am Weihnachtsabend war ein großer Ball bei dem deutschen Gesandten von Brandt, der vorher königlich preussischer Konsul in Japan gewesen war. An diesem Abend habe ich wohl die gemischteste Gesellschaft gesehen, d. h. was Nationalitäten betrifft, die man sich denken kann. Einige zwanzig Paare tanzten, und der germanische Weihnachtsbaum strahlte sein Licht aus über Herren und Damen aus allen Ländern Europas und Amerikas, Koreaner, Japaner und Chinesen.

Nachdem mich Bützow mit sämmtlichen Vollmachten versehen hatte, verließ ich Peking am 16. Dezember als echter Revisor mit der Post, die einmal monatlich von Peking über Urga, Kiachta und Irkutsk nach Petersburg geht. Bevor ich bei Kalgan die chinesische Mauer erreichte, machte ich noch den berühmten Ming-Gräbern einen Besuch. Bis dahin reiste ich in einer von zwei Maulthieren getragenen Sänfte. Im Sommer kann man die Strecke in der halben Zeit reitend zurücklegen. In Kalgan residirt ein russischer Postmeister, aber er konnte mir zur Reise durch die Wüste Gobi kein anderes Fahrzeug verschaffen, als einen von Paul Unterberger zurückgelassenen zweirädrigen mongolischen Wagen. In Erinnerung an die ausgestandenen Leiden zwischen Taku und Peking wollte ich den Weg lieber zu Pferde machen, man erklärte mir aber, daß man im Winter nur auf Kameelen durch die Gobi reiten könne. Ein Reiten auf Kameelen gehört aber durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten, namentlich wenn man dabei mit größter Wahrscheinlichkeit auf 30° Frost rechnen kann. Da war die Arba immer noch vorzuziehen. Die Post und die begleitenden vier Kosaken wurden wie immer auf Kameelen expedirt. Unsere ganze Karawane war 14 Kameele und 8 Menschen stark. Wenn

man bedenkt, daß mehrere Millionen jährlich auf diesem Wege expedirt werden, und immer nur vier Mann als bewaffnete Schugmacht fungiren, so muß man wohl zu dem Schluß kommen, daß das Prestige Rußlands in Asien ein sehr großes ist, daß die vielgefürchteten mongolischen Räuber es einfach nicht wagen, eine kaiserlich russische Post anzugreifen, obgleich die Verbindung zwischen den sogenannten Stationshaltern und den Rittern der Wüste leicht herzustellen wäre. Von Kalgan bis Urga brauchte ich 14 Tage. Der russische Generalkonsul war nicht anwesend, aber sein Sekretär stellte sich mir zur Verfügung. Dieser junge Mann hatte die Reise zu den Ruinen von Karakorum gemacht, zu denen ich wollte, da der Archimandrit Palladion mich gebeten, die geographische Ortsbestimmung dieser berühmten Ruinen zu machen. Mit allem Nöthigen ausgerüstet, verließen wir Urga, mußten aber nach vier Tagen unverrichteter Sache wieder dahin zurückkehren, weil in der Gobi ein Schnee- und Sandsturm tobte, der alles überstieg, was ich bisher erlebt. Da habe ich recht gesehen, wie auch der festeste menschliche Wille der entfesselten Macht der Elemente nicht Stand zu halten vermag. Aber eine Belohnung hatten wir doch für das ausgestandene Ungemach. Wir hatten ein Schauspiel gesehn, das kaum je einem Europäer zugänglich gewesen ist: die Umfahrt eines neuen Kutuktu (Inkarnation von Buddha). Die Buddhisten streiten bis jetzt darüber, ob der Dalai-Lama in Plassa oder der Kutuktu in Urga, resp. Ulassutai, die echte Inkarnation sei. — In weitem vier Tagen war ich in Kiachta. Alles, was ich auf meinen vielen Reisen ausgestanden habe, ist Kinderspiel gegen diese schauerhafte Winterreise durch dies scheußliche Land, die Mongolei, und unter diesen Bestien, den Mongolen, gegen die die Tschuktschen wahre Engel sind — es sind schweinische, perside, verlauste Hallunken, die keinen Strick, geschweige denn einen ehrlichen Schuß Pulver werth sind.“

In Kiachta erlebte Neumann noch ein seltsames Abenteuer — er wäre um ein Haar aus Versehen mit seinem eignen Revolver erschossen worden. Es gab dort kein Gasthaus, die Reisenden waren auf die Gastfreundschaft der russischen Kaufleute angewiesen. Neumann kam spät Abends in Kiachta an und begab sich in das ihm bezeichnete Haus. Er wurde von einem ganz jungen Mädchen empfangen, das ihm mittheilte, ihre Eltern befänden sich auf einer

Gesellschaft, sie sei zu Hause geblieben, weil sie sich nicht ganz wohl gefühlt. Sie sorgte aber aufs Liebenswertigste für den ermüdeten Reisenden. Er wurde in die Badstube des Hauses geführt und später in ein kleines elegant eingerichtetes Zimmer mit einem schönen Bett, auf dem ein seidener chinesischer Schlafrock lag. Neumann war so erschöpft, daß er seiner Umgebung kaum einen Blick schenkte und sofort in Schlaf fiel. Er wurde durch einen Lichtschein erweckt und sah einen alten Mann vor sich, der den auf dem Betttisch liegenden Revolver ergriffen und gegen ihn gerichtet hatte. Zum Glück war der Revolver von besonderer Konstruktion und versagte in der unkundigen Hand, so daß der Bedrohte Zeit fand, zu erklären, wer er sei, und wie er in dies Zimmer gekommen, das sich als das Schlafgemach der Tochter des Hauses erwies. Der Vater hatte, von der Gesellschaft heimkehrend, noch nach seinem unpäßlichen Kinde sehn wollen und im ersten Entsetzen über den Anblick des fremden Mannes im Bett seiner Tochter, unter deren Schlafrock, zur bereitliegenden Waffe gegriffen. Es ergab sich nun, daß die Fremdenzimmer nicht geheizt gewesen, und die junge Dame dem unerwarteten Gast ihr eigenes Zimmer angewiesen hatte. Der Alte erbat sich den Revolver zum Andenken, und Neumann erhielt als Gegengabe den chinesischen Schlafrock, in den das Datum der verhängnißvollen Nacht gestickt wurde.



Die Anfänge des livländischen Städtebundes innerhalb der deutschen Hanse und seine Theilnahme an der Kölner Konföderation.

Im Jahre 1201 erstand das erste Seezeichen, von dem uns an der Ostseeküste Kunde wird: am Strande Schonens wies es dem Schiffer den Weg vom Sund und zum Sund, der Lebensader der Ostseeländer. Es konnte zugleich als Zeichen dafür gelten, daß nun auch die entlegenen östlichen Buchten des nordischen Binnenmeeres dem großen Seeverkehr und der Kultur des Abendlandes erschlossen seien. Denn im selben Jahre begann am Strande der Düna Riga zu erstehen, ein Leuchtturm deutscher Kultur, dessen Strahlen weit in das flache Land des Ostens hineinleuchten sollten. An ihm entzündeten sich im baltischen Lande andere Kulturfeuer, jedes für seine Umgegend ein Ausgangspunkt materieller und geistiger Bildung. Dorpat und Reval traten ebensbürtig an die Seite Rigas, aber den ersten Platz im baltischen Städteleben haben sie wie alle kleinern Städte immer willig der ältesten Schwester zuerkannt. Für ein Land, das ein erbliches Fürstenthum nicht kannte, dem die Siedlungen deutscher Bauern fern blieben, das meist nur die See mit dem Mutterlande seiner Kultur verband, mußten die deutschen Städte neben der deutschen Geistlichkeit und dem deutschen Adel von besonderer Wichtigkeit sein. Dafür bietet Rigas Geschichte im alten wie im jungen Livland genug Belege. Mit seinem Verhalten, mit seinen Zuständen hat die Kontinuität der historischen Entwicklung des ganzen Landes immer in engem Zusammenhange gestanden. Die Arbeit für die

Kontinuität gegenüber dem Wechsel der politischen Formen und Verbindungen ist der stolze Ruhmestitel Rigas. Mochte es sich um die germanisch-christliche Kultur des Mittelalters und ihre korporativen Gestaltungen oder später um die aus jener Kultur geborene christlich-protestantische Geistesbildung und -freiheit handeln, immer hat diese Arbeit ideale Güter geschaffen und gewahrt; sie werden stets für die Geschichte mehr bedeuten als große Zahlen von Häusern und Einwohnern, von Fabriken und Schiffen, mehr als technische Fortschritte und durch sie gewonnene Reichthümer.

Das Feuer des Leuchthurms hat 700 Jahre gebrannt; durchaus nicht immer in gleicher Stärke: mehr als einmal drohten schon früher gewaltige Windstöße es zu verwehen, mehr als einmal drohte auch schon früher der bewährte Brennstoff entzogen zu werden.

Noch steht der Thurm, noch glimmt sein Feuer, noch bringt in aller Geistesnoth der Zeit zu ihm das rühmende und mahnende Bekenntniß der jüngern Schwesterstädte aus niederdeutscher Zeit: *Gi sint unse Oldesten!*

Die feste Hoffnung, daß die alte Kontinuität noch immer eine Zukunft hat, muß das Bewußtsein in sich tragen, daß es mehr als je noth thut, das Erbe der Väter zu erwerben, um es zu besigen. Dazu gehört die Kenntniß seines Werdens.

* * *

Die altlivländischen Städte sind in erster Linie aus dem großen wirthschaftlichen Aufschwunge Deutschlands im 12. und 13. Jahrhundert hervorgegangen; sie sind Zeugnisse der Handels-herrschaft, die damals die norddeutschen Kaufleute im nördlichen Europa errangen. An den Handel schloß sich die germanisch-christliche Mission und die Bildung deutscher Territorien. Mit beiden waren die Städtegründungen in Livland verbunden.

Der Handel war nicht individualisirt, er ruhte ganz und gar auf genossenschaftlichen Organisationen, auf dem Prinzipie der freien Einung, das machtvoll neben die großen Ideen der Lehnsmonarchie und der Universalhierarchie trat. Wer irgendwo Handelsrechte haben wollte, mußte sich einer Genossenschaft anschließen; allein war er

rechtlos. Genossenschaften der Kaufleute waren bereits die vornehmsten Glieder der heimathlichen Städte geworden; gleichartige, oft sehr eigenthümliche Bildungen waren im Auslande für den Handel maßgebend. Zuerst haben sich diese Kaufleute wohl auch auf Verträge gestützt, die der Römische Kaiser oder etwa der Herzog von Sachsen für sie mit fremden Mächten schlossen; aber bald ist ihre Stellung so gefestigt, daß sie aus eigener Kraft vorgehen können. Für die Ostsee hatten sich die Genossenschaften ein Zentrum in Wisby auf der Insel Gotland geschaffen. Von hier aus regelte „der gemeine deutsche Kaufmann“, d. h. die Vertreter der gesammten deutschen Ostseekaufleute, der *universitas mercatorum mare orientale frequentantium*, auf Grund gemeinsamen Rechtes und gemeinsamer Verfassung die Handelsinteressen in Rußland, Schweden und Livland und ihre Beziehungen zum westlichen Europa, vor allem zu dessen wichtigsten Handels- und Industriezentrum, zu Flandern. Unter dem gemeinen deutschen Kaufmann zu Wisby standen nicht nur alle fahrenden Kaufleute in Nowgorod und den schwedischen und livländischen Städten, sondern ursprünglich in allen Handelsfachen auch die deutschen Ostseestädte selbst. Noch im Jahre 1287 ertheilen in Wisby „die Kaufleute aller Städte, die Gotland besuchen“, Vorschriften, wie sich die Städte zum Handel mit Strandgut zu verhalten haben; dem renitenten Reval wird ein Ultimatum gestellt: fügt es sich nicht, so soll es aus der Genossenschaft der Kaufleute gänzlich ausgeschlossen sein; im selben Jahre muß Riga sich in Wisby vor den „Kaufleuten der Städte“ gegen ungerechte Klagen rechtfertigen.

Aber zu dieser Zeit sind auch schon neben den gemeinen deutschen Kaufmann die norddeutschen Städte selbst getreten. Ihre Entwicklung war so weit gediehen, daß ihre Obrigkeiten begonnen hatten, die Regelung der technischen und gerichtlichen Handelsbeziehungen unter einander, dann auch im Auslande die Vertretung ihrer Kaufleute an sich zu nehmen. Der Schutz des Handels, besonders im Auslande, machte es nothwendig, mit vereinten Kräften vorzugehen; die Städte schlossen Bündnisse nach dem Prinzip der freien Einung. Seit den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts sind uns in großer Zahl Verträge überliefert, durch die sich einzelne Städte des Rheinlandes, Westfalens und Niedersachsens mit seinen wendischen Nebenländern zu Zwecken des

Handelsverkehrs und seines Rechtes mit einander verbinden. Durch solche Bündnisse waren bald festere Städtegruppen entstanden, mit denen der gemeine deutsche Kaufmann, aber auch seine Feinde zu rechnen hatten. Schon hatte auch unter diesen Gruppen die Ausbildung einer allgemeinen Vorortenschaft Lübecks begonnen. Seine geographische Lage, seine enge Verbindung mit den wendischen Städten einerseits, mit Hamburg andererseits, die weite Verbreitung des lübisches Rechtes, die glückliche Behauptung der Stellung einer freien Reichsstadt, der einzigen an der Ostsee, endlich das bewußte Streben der klugen Rathsregierung nach einer Gesamteinigung der verschiedenen Städtegruppen erklären das zur Genüge.

So stehen denn im letzten Viertel des Jahrhunderts die norddeutschen Städte in der Vertretung und Regelung des Auslandshandels oft neben dem gemeinen deutschen Kaufmann, zuweilen auch schon über ihm. Man spricht von „Beschlüssen der Städte und der Kaufleute, die Nowgorod (oder Gotland) besuchen“, man schreibt „an die gesammten die Ostsee befahrenden Kaufleute aller Städte und Ortschaften“, aber auch schon „an Lübeck und die gesammten Kaufleute, die die Ostsee besuchen.“ Bezeichnend ist, daß im Jahre 1299 die in Lübeck versammelten Vertreter der wendischen und westfälischen Städte beschließen: „In Gotland soll kein Siegel des gemeinen deutschen Kaufmannes gehalten werden; denn mit ihm kann auch das besiegelt werden, was andern Städten mißfällt.“ Den „andern Städten“ gegenüber ist die Stadt Wisby¹⁾ zu denken; man meinte, daß der gemeine Kaufmann seine Unabhängigkeit von ihr nicht mehr so wie früher wahren könne.

Schon sechs Jahre früher hatten in Rostock die Städte „Sachsens und Slaviens“ beschlossen, daß zwar auf dem Hofe der Deutschen in Nowgorod das bisher gültige gotländische Recht weiter gelten solle, daß man aber von dort nicht mehr wie bisher an Wisby, sondern nur an Lübeck appelliren dürfe. Kam dieser Be-

¹⁾ Die Stadt Wisby bestand aus einer deutschen und einer gotländischen Gemeinde. Von der ansässigen deutschen Gemeinde war früher der gemeine deutsche Kaufmann zu Wisby streng unterschieden. Aber das Siegel der deutschen Gemeinde, die Lilie, wurde in kleinerer und etwas veränderter Gestalt auch als Siegel des gemeinen Kaufmannes gebraucht. 1288 hatte die Stadt Wisby die in Vergessenheit gerathene Oberhoheit der schwedischen Krone von neuem anerkennen müssen. Diese Thatfache minderte wohl ihr Ansehen, hinderte aber nicht ihre Zugehörigkeit zur deutschen Hanse.

schluß auch noch lange nicht zu ausschließlicher Geltung, so handelte doch bald eine Majorität der Städte und Kaufleute nach ihm. So gelangte man also von den kaufmännischen Hansen¹⁾ zu den Städtehanscn und im 14. Jahrhundert zu der großen deutschen Hanse unter Lübeck's Führung.

Dieser Entwicklung entspricht es, daß für die erst im 13. Jahrhundert entstandenen livländischen Städte zwar zuerst Wisby, das Zentrum des noch unabhängig von den Städten mächtigen gemeinen deutschen Kaufmanns, von größter Bedeutung war, daß aber schon sehr bald im selben Jahrhundert die livländischen direkten Beziehungen zu den norddeutschen Städten, vor allem zu Lübeck, zu überwiegen anfangen. Das älteste Stadtrecht Rigas, das uns durch seine Mittheilung an Reval erhalten ist, hieß das Gotländische Recht; aber schon 1238 wurde dem rigischen Rathe gestattet, dies gotländische Recht zu verbessern, und das geschah durch das hamburgisch-lübische Recht, Reval aber nahm 1248 das unmittelbare lübische Recht und den lübischen Rath als Appellationsinstanz an. Eine große Zahl von Handelsprivilegien bezeugt, wie schnell und mächtig der Seehandel Rigas und Revals aufblühte. In diesen Urkunden betrachten die Aussteller, die verschiedenen Landesherrn, Riga und Reval als zur universitas communium mercatorum gehörig oder nennen sie zusammen mit Lübeck und andern norddeutschen Städten. Die livländischen Städte standen also offenbar mitten in der oben gefennzeichneten Entwicklung: einerseits gehörten sie zur Handelsgemeinschaft des gemeinen deutschen Kaufmanns, andererseits schlossen sie sich auch den Handelsschutz-Bündnissen anderer Städte an. Ein interner Verband existirte dabei unter ihnen nicht. Dazu waren sie selbst wie überhaupt die politischen Verhältnisse im Lande noch zu wenig entwickelt. Zwar können wir wohl annehmen, daß das rigische Recht schon im 13. Jahrhundert Dorpat, vielleicht auch schon ein paar kleinere Städte, mit Riga als dem Oberhofe, verbunden hat, und gewiß waren auch die Binnenstädte auf die Häfen Rigas und Revals angewiesen. Aber Reval wurde doch wieder durch die

¹⁾ Das Wort Hanse (latein. hansa) kommt schon in Alfils Bibelübersetzung und im Beowulf im Sinne von „Schar“ vor; im spätern Mittelalter bedeutet es Genossenschaft, besonders Gewerbe- oder Handelsgenossenschaft, aber auch das Recht des Genossen und die Abgabe, die er an die Genossenschaft zahlt.

die Dänenherrschaft oft von den gemeinsamen livländischen Interessen gesondert. Immerhin erscheint Riga nach auswärts hin schon im 13. Jahrhundert als ein Haupt der livländischen Städte, das die allgemeinen Interessen des livländischen Handels wahrnimmt und für sie thatkräftig eintritt. So trat Riga 1282 zum Schutze des Handels auf der Ostsee in ein Bündniß mit Lübeck und den Deutschen in Wisby, und als König Erich II. von Norwegen 1284 die Privilegien des deutschen Kaufmanns in seinem Reiche aufhob und die deutschen Schiffe überfiel, unterstützte Riga die Aktion der Städte gegen ihn auch in der Nordsee. König Erich wurde gezwungen, die deutschen Kaufleute zu entschädigen und ihre Privilegien zu vermehren. Außer Riga wird auch Reval als an diesen Privilegien theilnehmend genannt. In Nowgoroder Angelegenheiten wird Riga schon mehrmals neben Lübeck und Wisby erwähnt. So bevollmächtigte 1291 in Wisby die Gesamtzahl der Gotland besuchenden Kaufleute Bürger der Städte Lübeck, Wisby und Riga zu Verhandlungen mit den Russen in Nowgorod, und im nächsten Jahre berichten dieselben aus Nowgorod zurückgekehrten Bürger, die sich „Boten der Städte“ nennen, von Dorpat aus an die Gesamtheit der Kaufleute in Wisby über den ungünstigen Verlauf ihrer Sendung. 1300 werden wieder drei Gesandte aus denselben Städten wegen Erneuerung der alten Handelsverträge nach Nowgorod geschickt. Um dieselbe Zeit wurde Riga auch schon von Lübeck zu einer Versammlung der Städte von „Westfalen, Sachsen, Slavien, der Mark, Polen und Gotland“ nach Lübeck eingeladen. Es sollte dort wegen der Bedrückung des deutschen Kaufmanns in Flandern verhandelt werden. Was Riga auf die Einladung geantwortet hat, ist uns nicht überliefert. Lübeck und die wendischen Städte waren damals eifrig bemüht, zwischen Riga und dem Deutschen Orden Frieden zu stiften, und Gesandte beider Parteien erschienen in Lübeck.

Sind nun die uns überlieferten Nachrichten über die Beziehungen Rigas und Revals zu andern Städten im 13. Jahrhundert schon recht dürftige, so wissen wir von Dorpat aus dieser Zeit weiter nichts, als daß es um die Mitte des Jahrhunderts eine städtische Verfassung hatte, seine städtischen Befestigungswerke zu vollenden bemüht war und wegen der dazu nöthigen Gelbbeschaffung Lübecks Hülfe in Anspruch nahm. Aber aus der Thatsache, daß

im ganzen Mittelalter von Anfang an Dorpat immer ohne Widerrede „als ältere Stadt“ den Vorrang vor Reval gehabt hat, kann man schließen, daß eine städtische Verfassung Dorpats schon in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts existierte. Von allen übrigen livländischen Städten, die später hanfische Beziehungen haben, sind wohl nur Goldingen und Pernau, vielleicht auch Wenden und Fellin, als Städte noch in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückzuführen. Jedenfalls ist nichts über sie bekannt, was hier in Betracht käme.

Auch für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts liegen keine Nachrichten von einem livländischen Städteverbande vor. Aber aus den allgemeinen politischen und merkantilen Verhältnissen dieser Zeit und aus dem, was wir von den städtischen Beziehungen nach 1350 wissen, läßt sich Manches mit Sicherheit schließen. Ein Städteverband zur Verfolgung heimischer Zwecke gegenüber andern territorialen Mächten hat auch damals in Livland nicht existiert. Schutz- und Trutz- und Landfriedensbündnisse, wie sie die wendischen, sächsischen, westfälischen und rheinischen Städte schon seit längerer Zeit zu schließen pflegten, hat es in Livland nicht gegeben. Hier fehlte den Städten auch die Basis, auf der schon damals eine feste Verbindung der preußischen Städte ruhte: die gleichen Beziehungen zu einer festen gemeinsamen Landesherrschaft. Im 13. Jahrhundert hatte die Eroberung des Landes, die Russen und Litauer oft zu hemmen versuchten, auch die städtische Entwicklung erschwert. Es folgten die beständigen Streitigkeiten und Kämpfe des Deutschen Ordens mit den livländischen Bischöfen, denen der Orden für Livland in der Theorie untergeordnet war. Vor allem aber hinderte einen festern Zusammenschluß der Städte der mit größter Leidenschaft geführte Krieg des Ordens mit Riga, der schon 1297 begonnen hatte und erst 1330 mit der Unterwerfung der Stadt endigte. Er war für die Entwicklung des Städtewesens in Livland entscheidend; denn er hatte im Grunde die Frage zu beantworten, ob für Livland in erster Linie städtische oder territoriale Prinzipien maßgebend seien, ob hier eine politische Landesherrschaft der Städte das Binnenland oder eine auf das Binnenland gegründete Territorialherrschaft auch die Städte beherrschen sollte. Das letzte Kampfesziel des Ordens war ein livländischer Einheitsstaat, Rigas Ziel dagegen eine Herrschaft der Städte unter

Rigas mächtiger Führung über kleine livländische Territorien. Der Krieg zeigte, daß Riga selbst bereits wunderbar erstarkt war; er zeigte aber auch, daß die Stadt dem Feinde doch eigentlich allein gegenüberstand: die andern livländischen Städte blieben dem Kampfe fern, die Verbindungen mit den norddeutschen Städten und Wisby gaben ebensowenig wie die Ordensfeindschaft der Bischöfe entscheidende Kampfmittel, und die verzweifelte Allianz mit dem litauischen Heidenthum hat Riga mehr geschadet als genügt. So wurde die Stadt besetzt und in eine livländische Konföderation, aus der der Orden den Einheitsstaat schaffen wollte, hineingezwungen. Der innere Gegensatz zum Orden blieb freilich in ihr auch so bestehen und hat oft genug des Ordens Politik gehemmt. Es war dann nur eine Konsequenz des Sieges über Riga, daß der Orden, als sich eine gute Gelegenheit bot, den Dänen die Herrschaft über Reval und Harrien-Wirland nahm. Da erst war die Basis gegeben, auf der eine interne Verbindung der livländischen Städte allmählich hervortreten konnte. Vorher sind Riga, Dorpat und Reval nur verbunden durch den gleichen Anschluß an die Genossenschaft der deutschen Kaufleute im Auslande und bald auch an die Vereinigung der Städte, aus denen die Kaufleute stammten. Innerhalb dieses allgemeinen losen Bandes gab es Gliederungen nach den Handelsrichtungen. Der livländische Seehandel war in erster Linie ein Zwischenhandel zwischen Rußland (Nowgorod, Pleskau, Pologk) und Flandern (Brügge); weiter westlich holte man noch aus der Baye (der französischen Küste südlich von der Loire) Salz, einen der wichtigsten Handelsartikel (Reval, sagte man später wohl, ist auf Salz gebaut). Erst danach folgte der Handel mit den deutschen Ostseestädten und in Schonen. Im flandrischen Handel nun vereinigte die livländischen Städte ein enger Verband mit Wisby und den deutschen Kaufleuten der schwedischen Städte. Mindestens seit der Mitte des 13. Jahrhunderts besaß der gemeine deutsche Kaufmann in Flandern gemeinsame Handelsrechte. Zum geordneten Genuß dieser Rechte hatte er sich in Dritteile getheilt, in ein lübisch-wendisch-sächsisches, ein westfälisch-preussisches und ein gotländisch-livländisch-schwedisches. Diese Theilung wurde wohl auch außerhalb der flandrischen Verhältnisse angewendet; aber die landschaftliche Gruppierung hatte immer eine viel größere Bedeutung. Jedenfalls bedeutete für die livländischen Städte ihre Zuzählung

zum gotländischen Drittel schon vor 1350 in allen nichtflandrischen Dingen nur etwas rein Formelles. Der Anschluß in Flandern entsprach wohl ihren ursprünglichen Beziehungen zu Wisby, aber schon lange überwogen bei ihnen die Beziehungen zu Lübeck und den wendischen Städten. Bald nach 1350 trat die Tendenz offen hervor, auch in Flandern die Gemeinschaft mit Wisby aufzulösen. Im deutschen Hofe zu Nowgorod, wo es keine Theilung des Kaufmanns nach Dritteln gab, strebten die livländischen Städte schon früh nach Gleichberechtigung mit den dort leitenden Städten Lübeck und Wisby. Diese Entwicklung — zur Lösung von Wisby in Brügge, zur Gleichberechtigung an der Leitung des Hofes in Nowgorod — bewirkte neben der gemeinsamen Theilnahme am Kampfe gegen Dänemark und das Seeräuberwesen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen engeren Zusammenschluß der Städte *hujus patriae*. Als das einigende Moment wird aber immer das *foedus hanseaticum* betont. Der Ausdruck *civitates hujus patriae* kommt übrigens schon viel früher vor. Er zeigt, daß das Bewußtsein gleicher Heimathsinteressen schon lange vor einem eigentlichen Städteverbande da war.

Die kleinen livländischen Städte haben sich, soweit in ihnen überhaupt Interessen für einen größern Handelsbetrieb vorhanden waren, schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts an die großen geschlossen: zu Riga hielten sich Wenden, Wolmar, Kokenhusen und Lemsal; zu Dorpat die „estländischen“ Städte Pernau und Fellin; Reval stand allein da. In diesem Sinne ist wohl auch von livländischen Städtedritteln gesprochen worden. Aber jede weitergehende politische Beeinflussung war bei Wenden, Wolmar, Pernau und Fellin durch ihre völlige Abhängigkeit vom Deutschen Orden ausgeschlossen, und die erzbischöflichen Städte Lemsal und Kokenhusen waren immer zu unbedeutend, um irgendwie ins Gewicht zu fallen; noch unbedeutender war das kleine Koop, die Stadt eines erzstiftischen Vasallen, die um 1350 vorübergehend zur livländischen Städtehanse gerechnet wurde. Die furländischen Ordensstädte Goldingen und Windau haben sich erst viel später, im 15. Jahrhundert, und auch dann nur selten direkt am hanfischen Städteleben in Livland betheiligt. Die Ordensstadt Narva, ihrer kommerziellen Bedeutung nach meist Pernau überragend, blieb durch den Handelsneid Revals und Dorpats von der Hanse ausgeschlossen; man konnte freilich den

direkten Handel mit Rußland in ihr nicht verhindern und zwang deshalb Narva, sich den Gesetzen der Hanse und den Vorschriften der livländischen Hansestädte zu unterwerfen, ohne Mitglied des Bundes zu sein. Von den noch übrigen livländischen Städten ist nicht anzunehmen, daß sie der Hanse brakeden, d. h. Kaufleute hatten, die direkt an dem hansischen Handel und seinen Gerechtigkeiten theilnahmen.

Für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts geben uns die *Städtetage* die wichtigsten Anhaltspunkte zur Erkenntniß des livländisch-hansischen Städteverbandes.

Versammlungen städtischer Rathssendeboten haben in Livland offenbar schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts stattgefunden. Handelte es sich um flandrische Dinge, so wurden sie wohl durch Vertreter Wisbys berufen und geleitet; galt es dem Handel in Rußland, so erschienen wohl auch Gesandte Lübecks. Aber auch Vertreter des in den livländischen Städten weilenden gemeinen deutschen Kaufmanns scheinen noch hinzugezogen worden zu sein. Ursprünglich war offenbar das Verhältniß ein umgekehrtes: an den Versammlungen des gemeinen deutschen Kaufmanns in Livland begannen im 13. Jahrhundert Vertreter der einzelnen livländischen Städte theilzunehmen; ihr Einfluß wurde dort allmählich maßgebend durch die zunehmende Bedeutung ihres eigenen Kaufmannsstandes und durch die wachsenden direkten Beziehungen zu den auswärtigen Städten; später, im 14. Jahrhundert, nahmen die Versammlungen immer mehr den Charakter von *Städtetagen* an. Diese Entwicklung hing eben eng zusammen mit der Umwandlung der *alten Hanse*, der Gemeinschaft der Kaufleute im Auslande, zu der *neuen Hanse*, dem Bunde der Städte, deren Kaufleute zu jener Gemeinschaft gehörten. Für die Jahre 1350—1361 lassen sich dann 11 livländische *Städtetage* nachweisen. Wir erfahren zuerst, daß im Sommer 1350 ein rigischer Rathssendebote, Herr Wulfard von Sunderen, nach Fellin reist — offenbar zu einem *Städtetage* zusammen mit wisbyschen Rathssendeboten, deren Anwesenheit in Riga verzeichnet ist. Zugleich erfieht man aus den Urkunden, daß es sich damals um neue hansische Privilegien in Flandern handelte, und in derselben Zeit bestätigte der Erzbischof von Riga die *privilegia mercatorum mare orientale Livoniamque frequentantium*. Gegen Ende des Jahres 1355 scheint dann wieder ein

Städtetag zu Fellin sehr wichtige flandrische Dinge berathen zu haben. Denn im folgenden Sommer fand in Brügge eine Versammlung hanfischer Rathsfendeboten statt, an der „German Bredenschede von den livländischen Städten“ theilnahm. Diese Versammlung gab der hanfischen Entwicklung einen prägnanten Ausdruck: sie nahm der Genossenschaft des deutschen Kaufmanns in Flandern die bisherige Selbständigkeit und unterwarf das Kontor zu Brügge der Leitung durch die Städte selbst. Unterhalb Jahre später beschloß ein Hansetag zu Lübeck eine Handelsperre gegen Flandern. Obgleich dies die wichtigsten Interessen des livländischen Handels traf, waren livländische Vertreter nicht da; aber Thorn und Elbing übernahmen es, den Rezeß des Hansetages den livländischen Städten mitzutheilen. Ein Bruchstück von ihm hat sich bis heute im Revaler Stadtarchiv erhalten. Wenn nun gleich darauf in der entsprechenden Zeit von Verhandlungen der livländischen Städte unter einander berichtet wird, auch lübische Gesandte in Riga anwesend sind und rigische Rathsfendeboten nach Bernau reisen, wenn dann eine Einladung der livländischen Städte zum folgenden Hansetage nach Lübeck vorliegt und der rigische Rathsfendebote Wulfard von Sunderen zur entsprechenden Zeit nach Lübeck reist, werden wir das alles verbinden und für 1358 einen livländischen Städtetag zu Bernau, für 1359 aber die erste erkennbare Besendung eines Hansetages durch die livländischen Städte annehmen dürfen.

Von 1362 bis 1385 zählen wir 28 livländische Städtetage und 13 von livländischen Rathsfendeboten besuchte Hansetage, abgesehen von der an Rathsfendeboten auswärtiger Städte übertragenen Vertretung auf den Hansetagen. Diese Zahlen weisen auf die Bedeutung der Konföderationen von Greifswald und Köln für die livländischen Städte hin.

Die politischen Ereignisse der Jahre 1360 und 1361 in Dänemark und Schweden mußten auch den livländischen Städten Anlaß zu wichtigen Verhandlungen geben. Die Wiederherstellung des dänischen Königthums durch Waldemar IV.¹⁾ war bisher von

¹⁾ Nachdem König Erich Menved im Jahre 1319 gestorben war, hatte sich der norddeutsche Adel unter Führung der Grafen von Holstein Dänemarks bemächtigt. Erst als der große Graf Gerhard im Jahre 1340 ermordet worden war, hatte Waldemar, der Erbe der dänischen Krone, Anerkennung als König

der hanfischen Politik begünstigt worden, denn die Städte glaubten, daß den Frieden auf der Ostsee, den das Raubwesen des norddeutschen und skandinavischen Abels beständig erschütterte, nur ein starkes dänisches Königthum auf die Dauer sicherstellen könne. Dagegen stand der Deutsche Orden dieser Wiederherstellung höchst mißtrauisch gegenüber, denn er war überzeugt, daß ein starkes Dänemark den Verkauf seines estländischen Besizes von 1346 widerrufen und überhaupt dem preußisch-livländischen Ordensstaate feindlich gegenüberreten werde. Das Verhalten Waldemars brachte es jetzt dazu, daß sich die hanfische Politik, wie es der Orden wünschte, gegen Dänemark kehren mußte.

Im Herbst 1360 vollendete der König die Eroberung Schonens, das seit 1332 unter schwedischer Herrschaft gestanden hatte. Der Handel in Schonen, die dortigen Fischereien waren besonders für die wendischen und preußischen Städte eine Lebensfrage. Waldemar hielt nun die Städte mit der Bestätigung ihrer schonischen Privilegien hin, verlangte für sie das Vierfache der ihm gebotenen Summe und that nichts gegen die zunehmende Unsicherheit der großen Sundstraße. Statt dessen überfiel er plötzlich Gotland, und am 28. Juli 1361 mußte sich Wisby, das alte Haupt des gemeinen deutschen Kaufmanns und der Städte in Livland und Schweden, dem brandschatzenden Eroberer unterwerfen. Der ganze Ostseehandel war in Frage gestellt, aufs Aeußerste bedroht. Das konnten die Städte nicht ertragen. Am 7. September 1361 beschloßen deshalb in Greifswald die Vertreter der wendischen Städte und Gesandte des Hochmeisters und der preußischen Städte, allen hanfischen Verkehr mit Dänemark bei Strafe von Leib und Gut zu verbieten und in ihren Häfen einen Zoll zu erheben; und am folgenden Tage wurde zwischen den wendischen Städten und den Königen von Schweden und Norwegen ein Kriegsbündniß gegen Dänemark und die Seeräuber geschlossen. Diese Beschlüsse theilte Lübeck, das die diplomatische und militärische Führung gegen Dänemark übernommen hatte, Reval und durch Reval den übrigen livländischen Städten mit und forderte sie dringend auf, sich mit

gefunden. Allmählich hatte er dann die einzelnen Landestheile seiner Krone zurückerwonnen. Das ferne Estland, dessen Besiz für ihn fast nur ein nomineller war, ihm nur Kosten verursachte, hatte er 1346 an den Deutschen Orden verkauft, um sich dafür desto stärker gegen Schweden und die norddeutschen Mächte zu behaupten.

Schiffen, Bewaffneten und der Zollerhebung dem Kriegsbündniß anzuschließen. Eine Antwort ist nicht überliefert worden, aber als sicher muß angenommen werden, daß sich die livländischen Städte nach einer Verständigung mit dem Deutschen Orden in Livland zu Anfang des Jahres 1362 auf einem Städtetage über die Antwort einigten. Sie haben zu der Greifswalder Konföderation und deren Krieg gegen Dänemark eine gleiche Stellung eingenommen wie die preußischen Städte und hinter diesen und ihnen der Deutsche Orden: eine Theilnahme mit Schiffen und Bewaffneten lehnten sie ab, aber die strenge Handelsperre hielten sie ein, und den Pfundzoll¹⁾ erhoben sie „zur Seebefriedung.“ Bekanntlich verlief dieser erste Krieg gegen Dänemark (April bis Juli 1362) sehr unglücklich für die Hanse. Die Flotte der wendischen Städte wurde vor Helsingborg völlig geschlagen, und ihr Führer, der lübbische Bürgermeister Johann Wittenborg, schloß übereilt einen Stillstand, wofür er später in Lübeck auf dem Schafott sterben mußte. Aber trotzdem daß Waldemar nun den Handel in Schonen aufs Aeußerste bedrückte, nichts gegen die beständigen Raubthaten seines Adels that und die Städte in endlosen Friedensverhandlungen hinhielt, entschlossen sich diese doch nicht zu einer Wiederaufnahme des Krieges, sondern bestätigten den Stillstand bis zum Januar 1364.

Der unglückliche Verlauf des Krieges hatte eine starke Lockerung im Bunde der Hansestädte zur Folge; das Ansehen Lübecks und der andern wendischen Städte war herabgedrückt, die Zugehörigkeit Wisbys in Frage gestellt. Die livländischen Städte haben diese Lage für ihre Stellung im russischen Handel auszunutzen verstanden. Auf einem Städtetage beschloßen sie, den Hansetag zu Lübeck 1363 Juni 24 zu besenden und dort ihre Unterstützung der wendischen Städte bei einem weitem Kampfe gegen Dänemark davon abhängen zu lassen, daß man ihnen für Nowgorod Konzeßionen mache. Der Hanserezeß läßt das deutlich erkennen. „Illi de Livonia“, Johann von Bornse aus Riga, Herbord Kurler aus Dorpat und Peter Stockelstorp aus Reval, geben nur vereinte Voten ab: sie erklären, daß sie keine Hülfe mit Schiffen und Bewaffneten leisten könnten, weil ihr Land nicht volkreich sei, daß sie aber den Pfundzoll gern geben und außerdem noch Geld zahlen

¹⁾ Es war ein Werthzoll von Schiffen und Schiffsgütern, berechnet nach wälmischem Gelde, nach Pfunden Grote, daher der Name.

wollten; gemeinsam nehmen sie dann die Frage, ob sie 2000 Mark reines Silber zahlen oder lieber drei Schiffe mit 200 Bewaffneten stellen wollten, ad referendum, gemeinsam stimmen sie den übrigen Beschlüssen zu. Denn vorausgegangen ist die Konzession an Riga und „die andern“, d. h. Dorpat und Reval, daß ihnen von nun an unter Voraussetzung voller Verantwortlichkeit die „Bewahrung“ des dritten Theiles vom deutschen Hofe in Nowgorod zustehen solle und der Aldermann des Hofes nicht mehr abwechselnd ein Lübecker und ein Gotländer sein müsse, sondern aus der ganzen Hanse frei gewählt werden dürfe.

Aber zu einem Wiederausbruche des Krieges kam es doch nicht, weil die preussischen Städte „wegen Bekämpfung der Heiden“ jeden Beistand außer der Zahlung des Pfundzolles verweigerten. Der Deutsche Orden hielt nämlich die größte Vorsicht für geboten, da König Waldemar am 13. Dezember 1363 ein Bündniß mit Kasimir von Polen geschlossen und auch mit andern Nachbarn des Ordens verdächtige Verbindungen angeknüpft hatte. Daher wurde der Stillstand zwischen der Greifswalder Konföderation und Waldemar am 21. Juni 1364 erneuert, und die Konföderation forderte die livländischen Städte auf, sich ihr gegenüber förmlich auf den Stillstand zu verpflichten. Das zeigt eben, daß sich die livländischen Städte der Verbindung gegen Waldemar fest angeschlossen hatten. Die gewünschten Urkunden wurden im April und im Mai 1365 ausgestellt: Riga verpflichtete sich in ihnen auch für Wenden und Wolmar, Dorpat auch für Bernau und Fellin, Reval nur für sich allein. Die genannten kleinen Städte mußten Riga und Dorpat urkundlich versprechen, für jeden Schaden aufzukommen, der aus der für sie übernommenen Verpflichtung erwachsen könne. Am 22. November 1365 trat dann ein zu Wordingborg mit Dänemark geschlossener Friede in Kraft. Er gewährte den Städten nur eine kleine Anzahl von Privilegien und zum Theil nur auf kurze Zeit.

Von nun an geben sich die wendischen Städte große Mühe, den hanfischen Bund in engere und festere Formen zu bringen. Zu dem Lübecker Hansetage von 1366 Juni 24. wurden die livländischen Städte dringend eingeladen, und es entsprach ihren Interessen sowohl in Brügge wie in Nowgorod der Einladung Folge zu leisten. Denn in Brügge wollten sie nicht mit Gotländern

und Schweden zusammen als ein Drittel des Kontores schloßen, für Nowgorod war eine Bestätigung der dort errungenen Stellung nothwendig geworden. Der livländische Städtetag instruirte danach seine Vertreter zum Hansetage. Dieser schob den Austrag des Streites wegen der Schoßung in Brügge auf, bestätigte und verschärfte aber die betreffenden Beschlüsse für das Nowgoroder Kontor. Der Tag beschloß dann eine Reihe von allgemeinen Bestimmungen mit bindender Kraft für alle Hansestädte. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Ausschließung und Fernhaltung aller Nichthanfen vom Handel und auf die allgemeine Geltung der von den einzelnen Städten ausgehenden Verfestungen oder Wechtungen. Man erkennt in ihnen den Kern des großen hansischen Statutes von 1418.

Auf den Frieden von Wordingborg folgte eine Reihe von Vertragsbrüchen König Waldemars. Der Seeräub im Sunde und den andern dänischen Gewässern nahm immer mehr überhand. Auch die preussischen und livländischen Städte litten schwer darunter; ebenso wurde der Eigenhandel des Deutschen Ordens stark geschädigt. 1366 hatte Waldemar Schweden auch vom Kattegat ganz zurückgedrängt und dadurch seine Herrschaft über die Meerengen noch mehr gefestigt. Je mehr seine Macht stieg, desto gefährlicher mußten dem Deutschen Orden die Beziehungen erscheinen, die der König zu der livländischen Geistlichkeit unterhielt. Daher ließ der Hochmeister seit Dezember 1366 durch seine preussischen Städte auf den Hansetagen dringend ein neues Kriegsbündniß gegen Dänemark beantragen. Aber erst nach vergeblichen Verhandlungen mit Waldemar entschlossen sich im Herbst 1367 die wendischen Städte zu einer energischen Politik. Am 19. November d. J. wurde die Kölner Konföderation geschlossen, das berühmte Kriegsbündniß der wendischen und livländischen, der preussischen und niederländischen Städte gegen die Könige Waldemar von Dänemark und Hakon von Norwegen. Die livländischen Städte hatten keine eigenen Rathsfendeboten nach Köln geschickt, aber die Rathsfendeboten der wendischen Städte waren auch von ihnen zum Abschlusse des Bündnisses bevollmächtigt. Denn am 24. Juni 1368 besiegeln mit den wendischen Städten auch Riga, Dorpat, Reval und Bernau die Ratifikation der Kölner Konföderation und sagen ausdrücklich, daß alsodanne ordinantien, also

use boden, kumpane user rade, de we volmechtich gemaket hadden, . . . in der stad to Colne is gedegedinget und gemaket mit usen gantzen willen und wolbehage.

Am 1. Januar 1368 beschloßen darauf die wendischen Städte zu Rostock, daß ein lübischer Gesandter nach Livland reisen und die dortigen Städte über die Absichten der verbündeten Städte und über ihre Verbindung mit den Fürsten von Mecklenburg, Schweden und Holstein und dem jütischen Adel genau unterrichten solle. Nach der Ankunft des lübischen Gesandten muß in Livland ein Städtetag stattgefunden haben, von dem uns direkt nichts überliefert ist. Aber wir wissen, daß die Städte die Rüstung unter einander vertheilten und daß sie beschloßen, ihre Kosten, abgesehen von dem an den Hansetag abzuliefernden Zollertrage, durch einen besondern Schoß zu decken, der in allen livländischen Städten, die sich zur Hanse hielten, erhoben werden mußte. Im April begann der Krieg, zu dem die livländischen Städte, wie die Konföderationsurkunde bestimmte, ein großes Kriegsschiff, eine Rogge, zu der zwei kleine Schiffe, eine Schute und eine Snikke gehörten, mit 100 Bewaffneten gestellt hatten. Die ganze hanstische Kriegsmacht sollte aus 19 großen und 22 kleinen Schiffen und 1950 Bewaffneten bestehen. Den Oberbefehl erhielt der lübische Bürgermeister Bruno Warendorp, livländischer Kriegshauptmann war der rigische Rathmann Bernhard Hoppener. Der Pfundzoll wurde wieder in allen livländischen Häfen erhoben; am 20. Februar sollte seine Erhebung beginnen, vom 5. April datirt die früheste der erhaltenen Zollquittungen.

Diesmal brachte der Krieg den Städten einen vollen Erfolg. Schon vor Eröffnung des Kampfes hatte der dänische König sein Reich verlassen und war wie ein Flüchtling nach Pommern gegangen, um bei Fremden Hülfe zu suchen. Es ist schwer, eine solche Handlungsweise aus den vorliegenden Geschichtsquellen genügend zu erklären; offenbar hatte die Gewaltthätigkeit und Härte Waldemars gegen seine eigenen Unterthanen jetzt ihre Früchte gezeitigt. Schon am 2. Mai nahm die hanstische Flotte Kopenhagen und zerstörte die Stadt und den Hafen. Vom Kopenhagener Schloß aus konnten im Juni 1368 die städtischen Kriegshauptleute ihren Städten verkünden, daß die See ihnen gehöre und die Fahrt des Kaufmanns vollkommen gesichert sei. Im Juli

war auch Schonen in ihrem Besitz, und bald darauf sah sich Hakon von Norwegen, dem die Hanzen Städte und Schlösser zerstört hatten, gezwungen, um Waffenstillstand zu bitten. Nur das tapfer vertheidigte Helsingborg hielt sich noch bis zum Herbst des nächsten Jahres. Nach seinem Falle schloß auch die dänische Regentschaft unter Henning von Putbus am 30. November 1369 einen Waffenstillstand und verabredete Friedensverhandlungen in Stralsund.

In dieser Zeit — vom September 1368 bis Februar 1370 — finden 5 livländische Städtetage statt und werden 5 Hansetage von den livländischen Städten besandt. Diese sind nun voll und ganz in die hanstische Politik eingetreten. Der Deutsche Orden, der mächtigste politische Faktor in Livland, hat das natürlich nach allen Seiten hin beachtet und auszunutzen versucht. Bei den Verhandlungen der Städte unter einander war aber immer eine der wichtigsten und zeitraubendsten Fragen die Berechnung und Vertheilung der Kriegskosten. Im September und Oktober 1368 nahm man in Fellin und Stralsund Pfundzoll-Abrechnungen vor. Wir erfahren, daß bis zum 8. September d. J. an Pfundzoll erhoben hatten Riga 261, Reval 221, Pernau 90 und Lemsal (offenbar in dem erztiftischen Hafen Salca, jetzt Salismünde) 6 Mark lübis. Es erwies sich, daß mit dem Pfundzoll nur ein ganz geringer Theil der Kosten gedeckt werden konnte. In Livland bildete die Hauptdeckung der Schoß. Ueber seinen Ertrag giebt der erste erhaltene livländische Städtetagsrezeß, der von Pernau 1369 Februar 2 datirt, Auskunft. Danach haben erhoben: Dorpat 450, Riga 304¹/₂, Reval 265¹/₈, Pernau 73¹/₂, Wenden 72, Fellin 43, Wolmar 36, Lemsal 8¹/₈, Rokenhusen 7¹/₂ Mark rigisch. Sehr auffallend und schwer zu erklären ist dabei die Höhe des Dorpater Schoßes; mit der Pfundzollerhebung kann sie nicht zusammenhängen, denn die Dorpater Schiffsgüter mußten doch ebenso wie alle andern verzollt werden, wenn auch Dorpat keinen eigenen Seehafen besaß; an ein entsprechendes Plus der Bürgerzahl oder des Bürgerbesitzes läßt sich auch schwerlich denken. Die Gesamtkosten der livländischen Städte für das erste Kriegsjahr betragen 1744 Mark rigisch ¹). Dieser älteste livländische Städte-

¹) Das wären nach dem Metallgehalt nicht volle 40,000, nach der Kaufkraft wohl gegen 200,000 Reichsmark heutiger Währung. Die lübishe Mark zählte 16, die rigische damals 36 Schillinge, von denen jeder jetzt im Metall-

rezefß enthält nur die Abrechnung, wobei die Städte in die oben bezeichneten livländischen Drittel getheilt aufgeführt werden.

Für diese Zeit können wohl auch die beiden kurländischen Städte erwähnt werden. Quittungen der Stadt Windau über den damals in ihrem Hafen erhobenen Pfundzoll liegen vor; aber wie das erhobene Geld verwendet wurde, wissen wir nicht. In den erhaltenen hanfischen Abrechnungen über den Pfundzoll sind alle Häfen, aus denen der Zoll an die Hanse gezahlt worden war, angeführt, aber Windau fehlt. Dann gab am 6. November 1368 der Ordensmeister Wilhelm von Brimersheim dem Rathe seiner Stadt Goldingen urkundlich die Erlaubniß, in Fällen, wo der Rath es für die Stadt nützlich erachte, einen Schoß festzusetzen, dem sich niemand, der in der Freiheit der Stadt wohne, entziehen dürfe. Den Anlaß zu dieser Urkunde kann wohl die Schoßerhebung in den livländischen Hansestädten gegeben haben; vielleicht hatten die goldingschen Bürger ihrem Rath das Recht dazu bestritten. Aber ob der Schoß in Goldingen damals wirklich erhoben und wie er dann verwendet wurde, wissen wir wieder nicht. Möglicherweise hat Goldingen nur für das zweite Kriegsjahr den Schoß bezahlt. Die Abrechnung darüber fand am 2. Februar 1370 zu Walf statt, aber der Rezefß ist nicht erhalten.

Am 24. Mai 1370 schloß der Hansetag zu Stralsund, an dessen Spitze Lübeck's leitender Staatsmann Jakob Pleskow stand, den berühmten Frieden mit dem dänischen Reichsrathe. Aus Livland waren die Rathssendeboten Arnold von Vorwerke aus Riga, Johann Vorste aus Dorpat und Heinrich Wulff aus Reval erschienen, und als Paziszenten nennen die Friedensurkunden neben 33 andern Städten auch „Riga, Dorpat, Reval, Pernau und die andern in Livland gelegenen Städte“. Der Friede gewährte den Städten für das ganze dänische Reich freien Handel zu Wasser und zu Lande, er bestätigte alle ihre früheren Privilegien und übergab ihnen als Sicherheit auf 15 Jahre Schonen mit seinen Vogteien und festen Schlössern und zwei Drittel aller Einkünfte daraus. Dann mußten die Dänen versprechen, „keinen Herrn zu empfangen, es sei denn mit der Städte Rath, und er habe den Städten ihre Freiheiten mit seinem großen Siegel und mit den

werthe ungefähr $62\frac{1}{2}$ Pfennigen gleichkame. Die (löthige) Mark reines Silber kostete damals etwa 2 Mark rigisch.

von den Städten bezeichneten Zeugen besiegelt“. Dies Versprechen bezog sich nach dem Sinne der in der Urkunde vorausgehenden Sätze nur auf Waldemars Rückkehr, auf die Eventualität seiner Abdankung und auf seinen Tod, nicht auf alle folgenden Königswahlen, wie man früher irrthümlich gemeint hat. Der Friede war für Dänemark in Anbetracht der Lage recht glimpflich. Das hat die Dänen nicht gehindert, seine Bestimmungen häufig zu brechen; zu einer energischen Reaktion der Städte kam es nicht mehr.

Die livländischen Friedensratifikationen wurden noch im selben Jahre mit dem Datum vom 29. September nach Stralsund eingeschickt. Sie sind aber den Dänen nicht übergeben worden, weil der mit Erlaubniß der Städte zurückgekehrte König Waldemar seine Besiegelung des Friedens bis dahin noch nicht vollzogen hatte. Er that es erst am 27. Oktober des folgenden Jahres, und zwar gegen das Versprechen nur mit seinem kleinen Siegel. Die Livländer mußten zum zweiten Mal Ratifikationen schicken, sie haben dasselbe Datum wie die königliche Urkunde und liegen noch heute im Kopenhagener Reichsarchiv. Ihr Recht, an der Verwaltung der schonischen Schlösser und Vogteien theilzunehmen, haben die livländischen Städte nicht ausgeübt, sondern es den wendischen Städten überlassen. Von den stets sehr fraglichen Ueberschüssen der Verwaltung haben sie einmal mit großer Mühe den geringen Betrag von 400 Mark lübisch erhalten. Aber vollen Antheil hatten sie natürlich an allen merkantilen Vortheilen, und das allgemeine politische Uebergewicht der Städte im ganzen Norden, das der Krieg zur Folge hatte, kam auch ihnen zu Gute. Freilich wurde dies allgemeine Uebergewicht bald wieder durch neue politische Verwickelungen der Ostseestaaten in Frage gestellt.

Die Gründungsurkunde der Kölner Konföderation hatte bestimmt: „Wenn die Könige eine der Städte nach erfolgter Sühne unrechtmäßig in derselben Sache angreifen, sollen sich die Städte vereint dagegen wehren. . . Der hier in Köln geschlossene Bund soll in allen seinen Artikeln und Punkten nach der erfolgten Sühne mit den Königen noch drei Jahre lang in Kraft bleiben.“ Allein König Waldemar hatte die Sühne nur ungenügend vollzogen, erst sein Nachfolger Olav bestätigte am 14. August 1376 nach seiner Anerkennung durch die Städte die Stralsunder Friedensurkunden, aus denen die Abhängigkeit der dänischen Königswahl von der

Zustimmung der Städte nun wegfiel, feierlich unter dem großen Reichsfiegel; und mit Norwegen wurde erst an demselben 14. August ein definitiver Friede geschlossen. Vor allem aber war es fraglich, ob die Sühne nicht erst nach Ablauf der 15jährigen Verpfändung Schonens als vollzogen anzusehen sei. Daher ist es erklärlich, daß jene Kölner Bestimmungen unter den Mitgliedern des Bundes verschieden interpretirt worden sind. Im Allgemeinen überwog doch die Ansicht, daß die Konföderation weiter bestehe, so lange man die schonischen Schlösser noch nicht Dänemark zurückgegeben habe. Auch außerdem war Anlaß zur Aufrechthaltung des Bundes reichlich vorhanden. Der Mannesstamm Svend Estrithsons war mit Waldemars IV. söhnelosem Tode erloschen. Den dänischen Thron beanspruchten die Söhne seiner Töchter Ingeborg und Margarete, Albrecht, Erbe von Mecklenburg-Schwerin, und Olav, Erbe von Norwegen. Im ersten Falle kam es zu einer Union Dänemarks nicht nur mit Mecklenburg, sondern wahrscheinlich auch mit Schweden, wo seit 1363 ein anderer Albrecht von Mecklenburg, ein Oheim des dänischen Thronprätendenten, regierte; im zweiten zu einer Union mit Norwegen. Beides war den Städten nicht erwünscht. Da sie sich aber nicht entschließen wollten, einen dritten, ihnen genehmen Thronkandidaten aufzustellen und gewaltsam einzusetzen, schien ihnen die dänische Union mit Norwegen, wo man ihnen dafür die definitive Bestätigung und Vermehrung ihrer norwegischen Privilegien bot, weniger ungünstig. Sie traten daher der klugen Aktion Margareten, der Mutter Olavs, nicht entgegen, sondern überließen die Entscheidung den Dänen selbst und erkannten die Wahl Olavs an. Er erhielt mit dem Tode seines Vaters Hakon am 1. Mai 1380 auch die norwegische Königskrone. In beiden Ländern regierte Margarete für den minderjährigen Sohn. Aber die Mecklenburger gaben sich nicht zufrieden, sondern verlangten mindestens eine weitgehende Entschädigung für die Erbrechte Albrechts. Ein erbitterter Streit darüber erfüllte die ganze Zeit bis zum Ablauf der schonischen Pfandschaft. Zum offenen Kriege kam es zwar nicht, aber der Zustand auf der Ostsee war fast noch schlimmer als zu Kriegszeiten. Im Dienste des mecklenburgischen Thronprätendenten plünderten deutsche Seeräuber nicht nur dänische Schiffe, sondern alles, was in den dänischen Gewässern vorkam, die Dänen aber, von jeher leidenschaftliche Piraten, suchten ihre

Feinde bald auf der ganzen Ostsee im Seeraube zu übertreffen. Von den beiderseitigen Regierungen wurde das Raubwesen nicht allein geduldet, sondern meist gehegt und gefördert. Die Städte bemühten sich, ihren Handel durch Ausrüstung von Friedeschiffen zu schützen. Diese durchkreuzten die See und suchten die frechen Räuber zu greifen oder begleiteten größere Handelsflotten bis in die sichereren Gewässer. Aber große Verluste konnten doch nicht verhütet werden; allenthalben an den Küsten hatten die Piraten ihre Schlupfwinkel, wo ihnen die städtische Macht nichts anhaben konnte. Ein paar Mal schloß man sogar mit den bekannten größern Räubern förmliche Waffenstillstände, um wenigstens für kurze Zeit mehr Ruhe zu haben. Ueber die Wurzel des Uebels, die Protektion der Seeräuber durch die Fürsten und deren Größe, die häufig am Kapergewinn theilhaftig waren, klagten die Städte wohl, konnten sich aber nicht entschließen, die Art an sie zu setzen. Dazu hätte es wieder eines energischen Eingreifens in die große Politik bedurft, und das hielten vor allem die Herrn des lübbischen Rathes mit andern wichtigen Interessen nicht mehr für vereinbar. Sie fürchteten die Demokratie der Zünfte, die sich schon zu wiederholten Malen gegen die herrschende Rathsaristokratie erhoben hatte. Jeder Krieg gab den Zünften Anlaß, über die erhöhten Abgaben, die Vertheuerung der Lebensmittel, den gestörten Verkehr zu klagen, und erschwerte zugleich dem Rath ihre Niederhaltung. Meist waren die benachbarten Fürsten gern bereit, die demokratischen Erhebungen zu unterstützen. Die lübbischen Herrn fürchteten auch, daß ein Krieg die Macht der benachbarten deutschen Fürsten in für sie gefährlicher Weise erhöhen könne. Wurde Dänemark nochmals niedergeworfen, so standen die mecklenburgischen Herzöge und die holsteinschen Grafen um so stärker und mächtiger da. Dann mußte auch, so schien es, die Macht des stärksten Militärstaates jener Zeit, des Deutschen Ordens, der bereits mit einer eigenen merkantilen Politik hervortrat, bedeutend steigen. Der Orden suchte wieder durch die eigenen Hansestädte Einfluß auf die allgemeine hansische Politik zu gewinnen, sie wieder gegen Dänemark zu wenden. Das führte jetzt auf den Hansetagen zu Uneinigkeit und Spaltung und ließ es um so weniger zu thatkräftigem Handeln kommen. Die wendischen Städte, unter deren Räten die Furcht vor der Demokratie und den Fürsten immer eine große Rolle spielte, schlossen

sich der lübbischen Politik an, und diese gab schließlich den Ausschlag. Das zeigte sich bei der Entscheidung über die Rückgabe der schonischen Schlösser an Dänemark.

Termin der Rückgabe war der 11. Mai 1385. Ein Hansetag zu Lübeck sollte am 12. März d. J. darüber entscheiden. Die preussischen Städte, denen die livländischen ihre Vertretung auf dem Hansetage überlassen hatten, instruirten ihre Rathsfendeboten dahin, daß die Schlösser keinesfalls zurückzugeben seien, weil die Dänen den Schadenersatz für die in den letzten 15 Jahren durch sie verübten Seeräubereien verweigert hätten; die Kölner Konföderation sei auch fernerhin aufrecht zu halten. Aber in Lübeck konnte man sich über nichts einigen und verschob daher die Entscheidung auf den 24. Juni nach Stralsund. Zu diesem Tage instruirten die Preußen, die wieder die Livländer zu vertreten hatten, ihre Gesandten ebenso, fügten aber den merkwürdigen Schluß hinzu: „Behalte man nun die Schlösser oder nicht, Krieg führen wollen wir jedenfalls nicht!“ Mittlerweile war der Rückgabetermin abgelaufen und die Dänen drohten, der ganzen Welt den hanfischen Vertragsbruch zu klagen. In Stralsund aber erschienen am 24. Juni die beiden Albrechte, der schwedische König und der dänische Prätendent, und boten den Städten die festesten Bündnisse gegen Dänemark an, versprachen auch hoch und theuer die Ausrottung aller mecklenburgischen Seeräuber. Aber es half nichts. Die Städte einigten sich, daß die schonischen Schlösser zurückzugeben seien und beauftragten Lübeck und Stralsund, den Beschluß auszuführen. Darauf ließ der Hansetag die Kölner Ordinanzen verlesen, und „es beachte den Städten nach ihrem Laute, daß sie ein Ende habe; darum sollte eine jede Stadt in ihrem Rathe darüber sprechen, ob es nützlich sei, die Ordinanzen etwa zu verlängern. Auch sprachen die preussischen Rathsfendeboten mit den süderseeischen, ob diese mit ihnen und den livländischen Städten einen Bund machen wollten. Das nahmen die Süderseeischen ad referendum.“ Das war das Ende der Kölner Konföderation. Sie ist nicht mehr erneuert worden, und das von den preussischen Städten geplante Bündniß ist auch nicht zu Stande gekommen. Die Verbindung der Städte war wieder allgemein reduzirt auf das Band der gemeinsamen Handelsinteressen und des gleichen Handelsrechtes, ohne daß ein bestimmter Vertrag die Festigkeit dieses Bandes fixirte.

Die Kölner Konföderation und ihr Erfolg gegen die nordischen Königreiche hat unstreitig der ganzen deutschen Hanse einen großen Aufschwung gegeben, aber ein Ausgangspunkt für eine weitere feste Entwicklung ist die Konföderation nicht geworden. Sie giebt gleichsam ein Vorbild der ganzen Hansegeschichte: ein großartiger Anfang verleiht eine große politische Stellung, viele Glieder des Bundes entwickeln sich vortrefflich, aber der Gesamtpolitik fehlt die nachhaltige Kraft, eine schwächliche Passivität führt allmählich zur Auflösung. Entscheidend war schon hier, daß hinter den Städten keine feste Landmacht stand, daß der maritimen Politik die Verbindung mit einer kontinentalen fehlte. An einer Stelle zwar, in Preußen, war eine solche Verbindung wohl gegeben, aber gerade da hat die lübisch-hanßische Politik von einem Anschluß, einem Zusammengehen nichts wissen wollen, sie ist im Gegentheil dem Deutschen Orden feindlich entgegengetreten, hat, um ihn zurückzudrängen, die dänische Königin begünstigt und gefördert. Den lübischen Herrn und ihren Freunden war maßgebend, daß der Orden bereits eine eigene merkantile Politik trieb. Eine gewaltige Perspektive ist da für die Entwicklung des Deuthums an der Ostsee verloren gegangen.

Um so erklärlicher ist es, daß in der Politik des Ordensstaates der Gedanke einer territorialen Ablösung der preußischen und livländischen Städte von dem hanßischen Gesamtbunde auftritt. Als nach dem Tode König Waldemars der Streit um den dänischen Thron ausbricht, beginnt der Orden seine preußischen Städte aus der intimen Verbindung mit den auswärtigen Städten herauszuziehen; die livländischen Städte aber will er zugleich um so enger mit den preußischen und auf diesem Wege mit sich selbst verbinden. Wenn das gelang, wenn die großen Mittel des Ordens mit den materiellen und intellektuellen Kräften der Städte zur Erreichung politischer Ziele vereinigt wurden, war gewiß die sicherste Grundlage für die territoriale Zentralisirung des Ordensstaates gewonnen. Dann wäre auch in Livland die Unterwerfung der Bischöfe und ihrer Vasallen unter die staatliche Gewalt des Ordens eine nothwendige Folge gewesen. Anfangs scheint es zu gehen. Die Livländer werden zu den Hansetagen auch durch die preußischen Städte eingeladen und zugleich über deren Stellungnahme zu den einzelnen Fragen in Kenntniß gesetzt; mehrfach übertragen sie den Preußen

ihre Vertretung. Die livländischen Städtetage stehen nicht nur immer in genauer Fühlung mit dem livländischen Ordensmeister, sondern schicken auch mehrmals Gesandte direkt zum Hochmeister. Dieser schreibt wohl, wenn er die Beschlüsse seiner preußischen Städte bestätigt hat, nach Livland, man möge es dort ebenso halten. Man spricht auswärts schon von den Städten des livländischen Ordensmeisters, deren Herr doch auch der Hochmeister sei. In einem Streite zwischen Riga und dem Ordensmeister über das städtische Gericht appellirt die Stadt 1374 an das Ordenskapitel in Preußen, und ein Dekret des Hochmeisters verkündet die Entscheidung der Sache. Dennoch scheiterte der Plan vollkommen. In Preußen machte ihn die Konkurrenz zu nichte, die der Eigenhandel des Ordens den Städten bot. Für Livland hatte der Deutsche Orden allerdings keinen offiziell organisirten Handelsbetrieb, aber der privat betriebene Handel der Ordensgebietiger war offenbar auch hier kein geringer: Kaufleute traten förmlich in ihre Dienste oder übernahmen trotz aller hansischen Verbote große Kommissionsgeschäfte für sie. Doch scheint dadurch das Verhältniß der Städte zum Orden weniger gestört worden zu sein. Einer Einigung unter der Führung des Ordens stand hier überhaupt entgegen, daß sich die drei großen livländischen Städte bereits zu verschieden von einander und von den preußischen Städten entwickelt hatten. Während Reval seine Interessen am besten zu wahren meinte, wenn es immer in enger Verbindung mit der Ordenspolitik handelte, fügte Riga sich nur widerwillig der erzwungenen Herrschaft, und fast immer stand Dorpat in unverhüllter Feindseligkeit dem Orden gegenüber. Damit hingen die Beziehungen der Städte zu den andern livländischen Ständen zusammen: zwischen Reval und den harrisch-wirischen Vasallen bestand seit der dänischen Zeit ein gespanntes Verhältniß, Riga wurde seit 1330 in der Isolirung von den erzbischöflichen Ständen festgehalten, Dorpat dagegen stand schon lange in einem engen territorialen Verbande mit dem Bischof, dem Kapitel und den Vasallen des Stiffts. Dazu kam die Handelskonkurrenz der Städte unter einander: Riga suchte den russisch-litauischen Dünahandel zu monopolisiren, Dorpat und Reval drängten es dafür im Handel mit Nowgorod und Pleskau zurück; alle drei wollten die preußischen Städte von Nowgorod möglichst fernhalten, namentlich von Preußen aus keinen Verkehr zu Lande

dorthin gestatten, worüber man in Preußen höchst erbittert war. Die Stellung der livländischen Städte zu einander und zum Orden erkennt man deutlich während der Fehde, die der Orden 1379—80 gegen die Stadt Dorpat und einen Theil der dörptschen Vasallen führte, um die Einsetzung des Dietrich Damerow zum Bischof von Dorpat zu verhindern. Bei dieser Fehde hatte Reval den Orden über seine Verpflichtungen hinausgehend unterstützt; Riga, zur Heeresfolge aufgefordert, that das Unvermeidliche, wendete sich aber dann 1380 an die Rätthe von Lübeck, Stralsund und Hamburg mit der Bitte, ihm zu rathen, wie es sich zu dem Kriege verhalten solle; es sei verpflichtet, dem Orden gegen jeden Gegner zu helfen, dürfe aber doch andrerseits niemand gegen eine zur Hanse gehörige Stadt unterstützen. Was die gen. Rätthe geantwortet haben, wissen wir nicht; aber wir werden nicht irre gehen, wenn wir aus dem Lübecker Hanserezeß von 1381 Juni 24 eine Antwort hier hersehen. Danach kamen die gemeinen Städte überein: „Die Städte sollen sich zu einander so verhalten, wie es zu Köln bestimmt ward; Zwistigkeiten sind ohne Hinzuziehung der Landesherrn durch den Schiedspruch der Nachbarstädte zu entscheiden oder, wenn das nicht gelingt, vor die gemeinen Städte zu bringen. Wird aber irgend ein Landesherr Feind einer Stadt, so sollen die andern Städte brieflich vermitteln, und die Nachbarstädte sollen zu den Verhandlungstagen reiten, dort zu Billigkeit und Recht helfen und überhaupt so handeln, wie sie es, falls man sie angreife, von den andern Städten wünschen.“ Daß der Sinn dieser Antwort gegen den Orden gerichtet war, zeigt die Thatsache, daß die preußischen Städte und Reval ihr nicht zustimmten, sondern sie nur ad referendum nahmen. Riga hatte wohl bei der Fragestellung zwei Absichten: erstens wollte es konstatiren, wessen es sich von den verbündeten Städten versehen dürfe, wenn es einen Bruch mit dem Orden riskire; zweitens wollte es darauf aufmerksam machen, daß die politische Stellung Revals weder der Konföderation noch überhaupt den hanasischen Interessen entspreche. Aber einen großen Eindruck wird weder die Frage noch die Antwort gemacht haben; man wußte nur zu gut, daß es mit der Einigkeit der Städte überall schlecht bestellt sei.

Ihren Streit mit den Gotländern wegen ihrer Kontorverhältnisse in Brügge führten die livländischen Städte weiter. Von

1369—79 hatten sie die Leitung des Drittels ganz an sich genommen und die Kosten allein bestritten. Dann entschied ein Hansestag, daß die Kaufleute des gotländisch-livländischen Drittels wie die der beiden andern Drittel in Flandern gemeinsam schoßen mußten. Den Livländern mußten die bisherigen Kosten zu einem Viertel von Wisby, zum zweiten von den schwedischen Städten ersetzt werden. Man sieht, daß die Livländer jetzt in ihrem Kontordrittel maßgebend sind. In Nowgorod verlangsamte ihre Uneinigkeit die Zurückdrängung Lübeck's und Wisbys. Als Riga dort 1374 den Anspruch auf Bestellung eines dritten Aldermannes¹⁾ erhob, wurde es von Dorpat und Reval nicht unterstützt und deshalb abgewiesen, wofür es sich dadurch revanchirte, daß es sich in der Appellationsfrage wieder zu Wisby hielt.

Zimmerhin hat allen trennenden Tendenzen gegenüber die Theilnahme an der Kölner Konföderation viel zu einer Einigung der livländischen Städte beigetragen. Die nothwendige Verständigung in der auswärtigen Politik erleichterte auf den Städtetagen den Beginn einer gemeinsamen Gesetzgebung für Handel und Gewerbe, und damit mußte sich auch eine Jurisdiktion der Versammlungen zur Aufrechthaltung ihrer Ordinanzien entwickeln. Die Bestimmungen, von denen wir in dieser Zeit erfahren, beziehen sich auf den russischen Handel, auf die Schifffahrt aus den livländischen Häfen und auf den Handel im livländischen Binnenlande²⁾. Die sehr wichtigen Münzverhältnisse berieth man wohl schon auf den Städtetagen, mußte aber ihre definitive Regelung gemeinsam mit den Herrn der Münze, dem Ordensmeister, dem Erzbischof von Riga und dem Bischof von Dorpat, oder mit deren Vertretern zu erreichen suchen. Einen sehr großen Fortschritt auf dem Wege der Einigung hätte die gemeinsame Beschaffung finanzieller Mittel, die Erhebung eines Schoßes auf Beschluß der

1) An der Spitze des deutschen Hofes zu Nowgorod stand der „Aldermann des Hofes“, der seit 1363 aus der ganzen Hanse frei gewählt werden durfte. Unter ihm standen die beiden wichtigen „Aldermänner von St. Peter“, deren Bestellung noch ein Vorrecht Lübeck's und Wisbys blieb.

2) Aus dem 14. Jahrhundert sind nur zwei livländische Städterezepte erhalten: der eine ist die oben erwähnte Kriegskosten-Abrechnung, der andere enthält Beschlüsse, die gemeinsam mit Vertretern Lübeck's und Wisbys gefaßt wurden. Aber die Korrespondenzen und Rückschlüsse aus den spätern Rezepten und Burspraken lassen manches erkennen.

Städtetage, bedeuten müssen. Aber man blieb nicht dabei, weil direkte Steuern dieser Art von der städtischen Bevölkerung zu stark perhorreszirt wurden. An der hanseischen Seebefriedung nahm man bis zum Ende der Konföderation nur durch die Pfundzoll-Erhebung Theil, und als man später, 1394 und 1398, auch selbst Friedeschiffe stellte, wurden deren Kosten in anderer Weise von jeder Stadt für sich allein gedeckt.

Ganz entschieden hat die engere Verbindung mit den auswärtigen Städten durch die Konföderation zur Stärkung der aristokratischen Rathsherrschaften in den livländischen Städten beigetragen. Schon seit 1366 wiederholten sich, veranlaßt durch eine Reihe von Aufständen in einzelnen norddeutschen Städten, die Beschlüsse der Hansetage zum Schutze der Verfassungen gegen die Ämter und Gemeinden. In Livland beziehen sich die wenigen Andeutungen, die darüber in den Quellen zu finden sind, nur auf Empörungsversuche, die von Kaufleuten ausgingen, wie z. B. 1386 in Reval von einem gewissen Albrecht Meister, dem es gelang, nach Schweden zu entkommen. Aber es wäre falsch, deshalb anzunehmen, daß es unter den livländischen Zünften keine demokratischen Bewegungen gegeben habe. Bei der starken Einwanderung von Handwerkern aus den deutschen Hansestädten können revolutionäre Ideen hier nicht gefehlt haben. Aber zu förmlichen Aufständen kam es nicht, weil den deutschen Handwerkern in Livland die Masse der städtischen undeutschen Bevölkerung ohne Verständniß für die Opposition der Zünfte gegenüberstand und von den Räten leicht gegen sie verwendet werden konnte. Auch fehlte hier der Rückhalt, den in Deutschland die Zünfte oft bei den Fürsten fanden. In Preußen hat der Deutsche Orden den städtischen Räten energisch geholfen, die Auffässigkeit der Handwerker zu brechen. Auch in Livland hat er im Allgemeinen und besonders für Reval an einer solchen konservativen Politik festgehalten, wenn ihn auch die feindliche Gesinnung des rigischen Rathes veranlaßte, zeitweilig in Riga anders zu handeln.

Die Theilnahme an der Kölner Konföderation hat die livländischen Städte ganz in das Getriebe der nordeuropäischen Politik hineingezogen und ihr politisches Ansehen mächtig gefördert. Seitdem waren die Hansetage für die livländischen Rathsherren eine hohe Schule der Diplomatie, wo sie auch mit der französischen

und englischen, der päpstlichen und kaiserlichen Politik vertraut wurden. Das hat das geistige Leben der livländischen Städte stark belebt, ihre geistigen Beziehungen zum Mutterlande bedeutend vermehrt. Aber gewiß zeigt uns die Geschichte der Konföderation, daß für die Entwicklung eines solchen Bundes noch mehr wie für die des einzelnen Landes die Einigkeit der dazu gehörenden politischen Faktoren von entscheidender Bedeutung ist. Mit dem Ende der Konföderation war ein großer Abschnitt der hansischen Geschichte und auch der livländischen Städtegeschichte abgeschlossen.

O. Stavenhagen.



Litterärisches.

Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik. 1899.

Herausgegeben von der kurl. Gesellschaft für Litteratur und Kunst.
Mitau 1901. 208 S. 4^o. Mit 2 Kunstbeilagen.

Eine einheimische Publikation wie die vorliegende anzeigen zu dürfen, bereitet dem Ref. ein ungetheiltes Vergnügen; er kann hier durchaus anerkennend urtheilen, ohne durch irgendwelche, nicht in der Sache selbst liegenden Nebenrücksichten etwa das Anerkennenswerthe sorgsam aufzusuchen, alles andere mit „Böhlwollen“ übergehen oder bloß sanft streifen zu müssen, wie das leider bei uns noch oft genug in der Uebung ist und, so nothwendig es wäre, nicht ganz leicht von Grund aus zu beseitigen scheint. Das neue Heft des „Genealogischen Jahrbuches“ liefert wiederum den Beweis, daß dies wissenschaftliche Unternehmen auf gesunder Basis ruht und einen gedeihlichen Fortgang nimmt. Den wichtigsten Theil des Heftes bildet die grundlegende, auf den mühsamen Sammlungen vieler Jahre und eindringlichstem Studium beruhende Arbeit von E. Arbusow über „Die im Deutschen Orden in Livland vertretenen Geschlechter“ (S. 27—136); 543 Geschlechter und 780 einzelne Persönlichkeiten werden hier aufgezählt (dazu auch 221 Brüder D. D., die nur mit dem Vornamen genannt werden). Daran schließt sich ein kritisch gesichtetes Verzeichniß sämtlicher Gebietiger des D. D. in Livland, soweit sie sich sicher konstatiren ließen. Es ist die erste derartige Uebersicht, die uns geboten wird. Die Arbeit zeigt auf das schlagendste, welche wesentlichen Fortschritte die baltische Urkundenforschung in unserer Zeit gemacht hat. Aus dem reichen Inhalt des Heftes seien noch hervorgehoben eine rechts-historische Studie von Dr. A. v. Transehe über „Stadtbürger als Lehnsleute des livländischen Adels“ (S. 1—19), eine sehr abfällige, aber wohlberechtigte Kritik desselben über das Buch von G. D. Hansen „Geschichte des Geschlechts derer von Uerfüll“, Bd. I.

(S. 151—162), desgleichen eine eindringende vortreffliche Besprechung der von E. v. Fircks herausgegebenen „Neuen kurländischen Güterchroniken“ (Kirchspiel Tandau) von D. Stavenhagen (S. 162 bis 171). Auf die übrigen Beiträge hinzuweisen müssen wir uns hier versagen; erwähnt sei nur noch die Mittheilung, die Freiherr A. von Nahden über ein Nachlaßinventarium des Philosophen Immanuel Kant machte, das sich im Nachlaß seiner Großnichte, des 1898 in Mitau verstorbenen Fräulein Emma Charlotte Benigna Kant vorgefunden hat (S. 176)¹⁾. Zum Schluß bleibt uns nur übrig, dem „Jahrbuch“ den besten Fortgang und eine immer größere Verbreitung zu wünschen; es ist ein überaus umfangreiches und werthvolles Material zur baltischen Familien- und Personengeschichte und dadurch auch der allgemeinen Landesgeschichte, das hier einen Sammelpunkt gefunden hat. B.

Surt, Dr. J. Ueber estnische Himmelskunde. Vortrag, gehalten im estnischen Jünglingsverein zu St. Petersburg am 10. Januar 1899. St. Petersburg 1900.

Dieser Vortrag ist in mancher Beziehung interessant. Er belehrt uns in beredter Sprache über die naiven Anschauungen, welche das Estenvolk sich von den auffallenderen Himmelserscheinungen gebildet hat. Natürlich ist in solchem Falle die poetische, phantastische Auffassung vorwiegend, wie denn auch der Vortrag mit Dichtungen beginnt und schließt.

Wie alle primitiven Völker haben auch die Esten von Sonne, Mond und Sternen sich Begriffe und Bezeichnungen geschaffen, die ihren Zuständen und Beschäftigungen analog sind.

Als gründlicher Kenner seines Volkes hat der Verfasser Alles gesammelt, was sich an astronomischen Vorstellungen und Benen-

¹⁾ Beiläufig sei uns zu den Ausführungen von Nahdens an dieser Stelle eine kurze Bemerkung gestattet. Wenn hier gesagt wird: „Einer . . . Tradition zufolge soll die Familie aus Schottland eingewandert sein und ihren Namen früher Cant geschrieben haben. Die älteste uns überlieferte Schreibweise desselben steht jedoch mit dieser Behauptung im Widerspruch, da der Name bereits 1678 in dem Memeler Kirchenbuche mit einem K geschrieben wird“ — so kann man die letztere Bemerkung keineswegs als Argument gelten lassen. Wie die Namen in jener Zeit geschrieben wurden, ist ziemlich gleichgültig; man legte keinerlei Gewicht darauf und ein und dieselbe Person schrieb heute ihren Namen mit einem C, morgen mit einem K; man hielt damals nicht so allgemein wie heute an einer bestimmten Schreibweise fest.

nungen darbot; meistentheils waren diese Ermittlungen leicht zu verstehen und zu deuten. Zu letzterem Zwecke war eine Reihe von populären Erklärungen, Hinweisen auf die wirklichen astronomischen Thatsachen nöthig; demselben dienen auch die 17 Holzschnitte. Zur Orientirung trägt ein Register bei.

Die geffentliche Ausführlichkeit der Darstellung verhilft dazu, unvorbereiteten Zuhörern verständlich zu werden; diese Absicht hat der Verfasser vollkommen erreicht. Etwas zu breit scheint die Deutung des „Sklavensternes“ = Sirius, sowie die obligate Wehklage über die Drangsale des Frohndienstes. Die Leibeigenschaft hat anderswo ebenso schwer auf den Bauern gelastet; es wäre doch eigen, wenn nicht auch andere Völker auf eine ähnliche Symbolik verfallen wären. Aber unsere Nationalen thun immer so, als ob hier zu Lande allein solche Zustände geherrscht und den Grund zu ganz ausnahmsweisen Duldergedanken gebildet hätten. In Dvland sind die Fesseln der Leibeigenschaft vier Jahrzehnte vor 1861 gelöst worden. Es gelingt dem Verfasser auch nicht, den „Sklavenstern“ mit den Arbeitsphasen des Leibeigenen in Einklang zu bringen. Viel näher liegt, trotz allen Widerspruchs, die Andeutung, welche Wiedemann (p. 67) von der Bezeichnung des Abendsterns als „orjatäh“ = Sklavenstern giebt; das Erscheinen der Venus am Abend kann wohl als der ersehnte Zeitpunkt angesehen worden sein, wo die „Sklavenarbeit“ ein Ende hatte. Warum diese so natürliche Deutung nicht gelten soll, ist nicht abzusehen.

Ebenso wenig gerechtfertigt ist die Polemik gegen Wiedemann (p. 56), welche das „Katharinenlieb“ betrifft; der Verfasser kommt mit Hülfe seines Desel'schen Pfortners selbst auf Wiedemanns Bezeichnung zurück; „keinerlei Kunde“ (p. 56) kann man das doch nicht nennen. Wiedemann kommt überhaupt nur vor, um widerlegt zu werden; nicht immer, wie es scheint, mit Glück.

Im Einzelnen ist zu bemerken, daß der katholische Martinstag der 11. November ist (p. 21); der 10. November ist Luthers Geburtstag. Die Haideblüthe (p. 21) fällt hier zu Lande in die vier Wochen vom 15. Juli bis 15. August; im September ist sie längst vorüber; dagegen wird die Lindenblüthe (p. 20) wohl meist erst Ende Juni beginnen und in der ersten Hälfte Juli endlich ihren Höhepunkt erreichen, so daß in beiden Fällen die estnischen

Monatsbenennungen (für September, resp. Juni) nicht recht stimmen; noch weniger wäre das nach gregorianischer Datirung der Fall.

Jedenfalls aber verdient der Vortrag, dessen Gegenstand, zum ersten Mal, so übersichtlich und planmäßig geordnet, als neu gelten muß, volle Beachtung; namentlich die ersten Abschnitte wird Jeder mit Vergnügen lesen, das Ganze aber als geschlossene Einheit anerkennen. F. S.

Germanicus. Der Sozialismus und die Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Bebel im Lichte der Bibel. II. Theil. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme). 3 M.

Der zweite Theil des originellen Buches, das sich die Bekämpfung der bekannten Bebel'schen Schrift: Die Frau und der Sozialismus vom christlich-sittlichen Standpunkte aus, zur Aufgabe setzt, ist weit bedeutender und inhaltreicher als der erste, in dem der Verfasser nach unserm Urtheil Bebel in manchen Stücken viel zu sehr entgegenkam, wie wir das seiner Zeit an dieser Stelle ausgeführt haben. Hier werden Bebel's Theorien und seine anti-religiösen, rohmaterialistischen Lehren und Behauptungen kräftig und ernst widerlegt und ad absurdum geführt. Die Sozialdemokraten und ihre weiblichen Genossen werden durch des Verfassers Darlegungen allerdings schwerlich überzeugt werden, sie werden sie kaum lesen, und ebenso wenig wird das bei Bebel der Fall sein; aber solchen, die noch nicht völlig materialistischen Anschauungen huldigen, wird vieles hier Gesagte einleuchten, anderes sie wenigstens nachdenklich machen. Besonders werthvoll sind die positiven Ausführungen von Germanicus, so der vortreffliche Abschnitt über die Frau in der Bibel, worin die durch das Christenthum völlig veränderte Stellung der Frau in der Welt klar dargelegt wird, ebenso vorzüglich sind die Ausführungen über die Frau als Gehülfin des Mannes und den Mann als den Herren; hier verbinden sich tiefe Auffassung mit echt christlichen Gedanken und Idealen, es sind goldene Worte, die wir hier lesen. Seit Betteg's vortrefflichen Betrachtungen über Mann und Weib haben wir nichts so Gediegenes, tief Eindringendes und Echristliches gelesen, wie diese Ausführungen des Verfassers. Eingehend wird weiter „die Frau in der Deffentlichkeit“ behandelt; es wird hier die Nothwendigkeit der Arbeit in kaufmännischen Geschäften und Fabriken für sehr

viele Frauen und Mädchen anerkannt, aber eine Reform der Fabrikarbeit verlangt; gegen die ganz unkontrollirbare Beschäftigung der Frauen in der Hausindustrie erklärt sich der Verfasser entschieden. Die eigentliche Sphäre der außerhäuslichen öffentlichen Thätigkeit für die Frau ist dem Verfasser mit Recht die Arbeit im Dienste der Liebe und Barmherzigkeit. Gut und warm spricht Germanicus über die Frau als Mutter, ernst und würdig über Ehe, Eheschließung, Ehebruch und Ehescheidung; das von ihm Gesagte richtet sich nicht nur gegen Bebel, sondern wendet sich auch gegen die in weiten Kreisen der heutigen Gesellschaft in Bezug auf diese Dinge herrschende Leichtfertigkeit, Frivolität und sittliche Noheit. Der Verfasser bemerkt und beklagt mit Recht das Zurücksinken eines großen Theiles der modernen Gesellschaft in der Auffassung und Behandlung der Ehe auf den vorchristlichen, heidnischen Standpunkt. Auch die dunkeln Nachtseiten der Gesellschaft in Bezug auf die Erniedrigung der Frau werden ernst und freimüthig besprochen. Des Verfassers Schlussergebnis für die Lösung der Frauenfrage ist: es muß mehr geheirathet werden. Sehr richtig, aber der Verfasser wird selbst schwerlich ein Mittel anzugeben wissen, wie diese Forderung zur Verwirklichung zu bringen sei; eine neue lex Julia und Papia Poppaea für das deutsche Reich wird schwerlich in Aussicht stehen und sie würden auch, wie Roms Beispiel lehrt, wenig Erfolg haben. Die letzten Abschnitte sind allgemeinen Inhalts, sie behandeln Sünde und Sühne, Religion und Sittlichkeit, Naturwissenschaft und Offenbarung in durchdachter und tiefeindringender Weise. Mit einer Betrachtung über Kopf und Herz, worin der Verfasser die Frage beantwortet: „Wo finden wir Glück und Frieden“ und ausführt: von Gott sind wir und zu Gott gehen wir, schließt Germanicus sein eigenartiges Buch.

Auch in diesem Theile giebt der Verfasser keine systematische Beweisführung, vielmehr ist seine Darstellung aphoristisch gehalten, überall aber ist es ein geistreicher, gedankenvoller, kenntnißreicher und, was die Hauptsache ist, fest auf dem Boden der Bibel als der Quelle der ewigen Offenbarung Gottes stehender Mann, der zu uns spricht. Für ihn wie für Bettey ist das: „es steht geschrieben“ die unumstößliche Autorität; er kennt nicht nur die heilige Schrift, er lebt in ihr. Es ist erfreulich und erquicklich, daß ein solches Buch in unsern Tagen ans Licht tritt, da von der

Bühne, in Romanen und Novellen, in Feuilletonartikel und ernstgemeinten Abhandlungen die christliche Sittlichkeit verhöhnt und verspottet, als veraltet belächelt, ignorirt und bekämpft wird. Für heranwachsende junge Mädchen ist Germanicus' Buch allerdings keine Lektüre, aber für die reifere weibliche Jugend und für Frauen ist es höchst lesens- und beherzigenswerth. Auch wo der Verfasser heikle Fragen berührt und dunkle Gebiete bespricht, wird, was er sagt, durch seinen Ernst und seine christliche Gesinnung jungen Gemüthern keinen Schaden thun. Möge dies Buch viel wirken, möge es vor allem weiten Kreisen wieder zum Bewußtsein bringen, was die Frau alles dem Christenthum verdankt.

Theodor Elze. Luthers Reise nach Rom. Berlin, Verlag von Alexander Dunder. 2 M. 50 Pf.

Vor 6 Jahren hat A. Hausrath demselben Gegenstande eine Schrift gewidmet und nun behandelt Elze Luthers Romfahrt abermals in einem Buch. Das könnte zu viel scheinen für diesen doch immerhin nicht besonders wichtigen Vorgang in des Reformators Leben. Aber der unlängst verstorbene Verfasser der neuen Schrift hat vor Hausrath die genaue Kenntniß Italiens, in dem er seit Jahren weilte, voraus, er stellt den damaligen Reiseweg nach Rom genau fest, giebt viele Berichtigungen und Ergänzungen zu Hausraths Darstellung und behandelt den Aufenthalt Luthers in Rom sehr sorgfältig. Elze scheint uns sicher erwiesen zu haben, daß Luther den Papst Julius II. nicht gesehen hat. Jedenfalls ist die vorliegende Schrift ein verdienstlicher Beitrag zur Lutherlitteratur.

Franz Schnedermann. Die deutsche Nationallitteratur, ihr innerer Gang im Zusammenhang mit der Sittengeschichte. Leipzig, Dörffling und Franke. 2 M.

Der Titel dieses Büchleins ist zu weit gefaßt, nicht die gesammte Nationallitteratur wird darin gleichmäßig behandelt, sondern nur einzelne Abschnitte derselben. Die ältere Zeit und das Mittelalter werden nur einleitungsweise besprochen, die eigentliche Darstellung beginnt mit Luther und endigt mit Schiller. Auch die Sittengeschichte kommt hier kaum mehr als in anderen Litteraturgeschichten zur Geltung. In seinen Grundanschauungen ist Schnedermann durch Bilmar bestimmt und wenn auch sein Buch größtentheils auf den Forschungen Anderer beruht, so finden

sich darin doch manche feine und gute Bemerkungen. Luther, Hans Sachs und Johann Fischart stehen im Mittelpunkte des ersten Theiles. In der neuern Zeit wird Klopstock mit besonderer Liebe gewürdigt, Lessing unbefangen und mit Betonung der christlichen Momente in seinen Schriften behandelt, Goethe wird nur als Lyriker besprochen und gefeiert, endlich bei Schiller der innere Zusammenhang seiner Begriffswelt genauer dargelegt und seine große geistige Persönlichkeit mit Begeisterung anerkannt. Das Büchlein des bescheidenen Verfassers ist anregend und lesenswerth.

Wilhelm Bode. Meine Religion, mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden von J. W. v. Goethe. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1 M.

Der Verfasser hat den originellen Gedanken durchgeführt, Goethe sich selbst im Zusammenhange über die beiden angegebenen Themata aussprechen zu lassen, indem er die einzelnen Aeußerungen des Dichters über Religion und Kunst zusammengestellt, durch eingeschobene Sätze verbunden und so zu einer zusammenfassenden Darstellung vereinigt hat. Ein solches Unternehmen hat immer etwas Mißliches und wenn der Verfasser auch in den Anmerkungen stets genau bezeichnet hat, was von ihm herrührt, so ist durch die Einschreibungen doch unwillkürlich etwas Fremdes in Goethes Gedanken hineingetragen. Außerdem ließ sich eine streng chronologische Folge der Aussprüche, die doch gerade bei der Zusammenfassung der Anschauungen des Dichters über so wichtige Fragen durchaus wünschenswerth ist, nicht durchführen, und so wird Aelteres und Späteres neben einander gestellt. Als geistreiches Spiel, als Beweis genauer Bekanntschaft mit des Dichters Anschauungen kann man sich das Büchlein gefallen lassen, aber zur wirklichen Orientirung über Goethes Ansichten wird man sich doch lieber an Th. Vogels fleißige Zusammenstellung¹⁾ wenden.

Heinrich Hansjakob. Dürre Blätter. Zweiter Band. Heidelberg, Georg Weiß Verlag. 3 M.

Zu unserm Bedauern können wir auch diesem Buche des originellen, geist- und humorvollen Stadtpfarrers in Freiburg i. Br. nur wenige Worte widmen. Es enthält zunächst Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1878 voll tiefer, eigenartiger Gedanken und humoristischer Bemerkungen; daß ein katholischer Priester

¹⁾ Bgl. Balt. Monatschr. 1900 Bd. 50, S. 51.

wiederholt Schopenhauer mit Zustimmung zitiert, Byron und H. Heine als Dichter bewundert, ist gewiß etwas Ungewöhnliches und zeugt von Hansjakobs geistiger Selbstständigkeit. Weiter schildert der Verfasser seinen Aufenthalt im Schwarzwalde und eine Rundreise, in beiden geben sich sein Naturfinn und seine scharfe Beobachtungsgabe kund. In den Erinnerungen eines alten Hutes kommt Hansjakobs Humor kräftig zur Geltung. Man freut sich immer wieder an seinem ursprünglichen Wesen.

— Eine Ergänzung zu dem eben besprochenen bildet ein anderes Buch desselben Verfassers: *Aus franken Tagen*. Heidelberg, Verlag von Georg Weiß. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser hatte sich, von Schwermuth und krankhaften Wahnvorstellungen gequält, 1894 in die Nervenheil- und Irrenanstalt zu Illenau begeben. Nach seiner Genesung hat er seine Beobachtungen und Erfahrungen dort in dem vorliegenden Buche niedergelegt; es finden sich darin viele feine psychologische Wahrnehmungen und treffende, originelle Gedanken.

A. Martenson. Wald, Wild und Jagd in den russischen Ostseeprovinzen. Neudamm. Verlag von J. Neumann. 3 M.

Der Wald kommt in diesem nicht unverdienstlichen Büchlein etwas zu kurz, desto ausführlicher und mit Sachkunde wird das Wild behandelt. Auch der Wald- und Wildschütz wird eingehend erörtert, und die Jagdgesetze nicht vergessen. Gute Thierbeobachtungen finden sich in großer Zahl, und die frische, lebendige Darstellung macht das hübsch ausgestattete Büchlein nicht nur für Jäger, sondern auch für alle Freunde des baltischen Waldes und der einheimischen Thierwelt zu einer empfehlenswerthen Lektüre.

H. D.

Heinrich Schrey. Die hinter den Bergen. Gestalten und Gewalten im hannoverschen Berglande. Dritte vermehrte Auflage. Göttingen 1900. Vandenhoeck und Ruprecht. 229 S. 2 M. 40 Pf.

Diese Erzählungen und Skizzen haben die dritte Auflage sehr verdient. Es sind frische, kraftvolle, natürliche Schilderungen aus dem Volksleben — wie das Leben selbst, bald heiter und fröhlich, bald ernst, sogar tragisch. Aber es ist nichts Gefünsteltes, gesucht Welterschmerzliches darin. Manche der einfachen Bauergestalten sind wahrhaft packend und ergreifend, so die alte Großmutter, die in Gottvertrauen und Arbeitsfreudigkeit noch als Greisin sich Jugend-

frische bewahrt hat (Seite 10 ff.), so der alte Schuhmacher (Seite 126 ff.), dem die trübesten Erfahrungen nicht den goldenen Glauben an das Gute im Menschen haben rauben können. Das Buch hat mir viel Freude gemacht und ich wünsche ihm auch bei uns zahlreiche Leser.

Staatsminister Dr. R. Bosse. Eine Dienstreise nach dem Orient.
Leipzig 1900. Grunow. 208 S.

Dies Büchlein liest sich ganz angenehm. Es ist das behagliche Geplauder eines gebildeten Mannes, der unter sehr günstigen Verhältnissen in anregender Gesellschaft eine Orientreise gemacht hat. Von Geist und Originalität findet sich weniger, als man hätte erwarten können. Die Harmlosigkeit, mit der der Verfasser die kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart beurtheilt, wirkt etwas überraschend. Neues erfährt man aus dem Buche nicht, aber man verbringt gern eine flüchtige Stunde mit ihm und wird angenehm an manche eigene Reiseindrücke erinnert.

H. E.



Litterarische Anzeigen*).

- Frey mann, R. v. Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland. Reval, Franz Kluge.
- Gernet, Axel v. Geschichte und System des bäuerlichen Agrarrechts in Estland. Reval, in Kommission bei Franz Kluge.
- Kallas, Oskar. Die Wiederholungslieder der estnischen Volkspoesie. Helsingfors. Druckerei der finnischen Litteraturgesellschaft.
- Metzig, C. und Reuchel, G. Illustriertes Führer durch Riga. Riga, Jond und Poliewsky.
- Viethinghoff, Gotthard Freiherr. Das Duell. Riga, Jond und Poliewsky.
- Stavenhagen, Karl. Salom und Herwart. Riga, Ernst Platek.
- Goldschmidt, L. Kantkritik oder Kantstudium? Gotha, Thienemann. 5 M.
- Hilty, C. Für schlaflose Nächte. Leipzig, Hinrichs. 3 M.
- Sogemeier. Das Menschheitsideal in Göthes Faust und Hauptmanns Verfunfener Glocke. Gütersloh, Bertelsmann.
- Paulsen, Fr. Philosophia militans. Berlin, Neuther und Reichard. 3 M.
- Altensburg, D. Die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft. Berlin, Neuther und Reichard. 2 M. 60 Pf.
- Rammel, D. Der Kampf um das humanistische Gymnasium. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1 M. 20 Pf.
- Rischer, Fr. Th. Shakespeare-Vorträge. Band III. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Seyne, M. Deutsche Hausalterthümer. Band II. Leipzig, S. Hirzel.
- Wunderlich, H. Der deutsche Saßbau. 2. Aufl. Band I. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Rosebery, Lord. Napoleon I. am Schluß seines Lebens. Leipzig, Schmidt und Günther.
- Waldmüller, R. Don Adone. Leipzig, Fr. W. Grunow.
- Bonus, Beate. Malergeschichten. Leipzig, Fr. W. Grunow.
- Biebig, Clara. Die Rosenkranzjungfer. Berlin, Fontane. 3 M.
- Boy, Ed, Ida. Um Helena. Stuttgart, J. G. Cotta.

*) Die Redaktion übernimmt nicht die Verpflichtung, unverlangt eingesandte Druckwerke zu besprechen.

3. Winter ganz ausblieben. Was die Schulversäumniß betrifft, so sollen sich die Verhältnisse etwas gebessert haben und die Strafgeelder regelmäßiger eingelaufen sein. Auch der Stand der zu Hause erworbenen Vorkenntnisse hat sich etwas gehoben. Die Zahl der Lehrkräfte betrug 454, abgesehen von den Lehrerinnen für Handarbeiten. Nicht diplomirt waren 19 Lehrer, die somit eigentlich ohne Berechtigung im Amt standen. Für den Unterhalt der Schulen wurden 161,127 Rbl. verausgabt; die Gemeinden steuerten bei 142,397, die Gutsherrschaften 14,776 Rbl., der Rest wurde aus Kirchengeldern und Stiftungskapitalien bestritten. Schulbibliotheken existirten nur an 190 Schulen.

31. Dez. Im Laufe dieses Jahres sind in den Ostseeprovinzen 4 Bücher erschienen, von denen jedes in seiner Art als ein Ereigniß in der Geschichte der baltischen Litteratur bezeichnet werden muß: 1) N. Tobien, „Die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert.“ I. Bd. — 2) Pastor Lipp, „Kirchen- und Kulturgeschichte der Heimath“, in estnischer Sprache. Der 1. Theil erschien schon 1895, jetzt liegt das Werk abgeschlossen vor. — 3) Pastor emer. Maurach, „Eines livländischen Pastors Leben und Streben, Kämpfen und Leiden.“ Eine Autobiographie. — 4) M. v. Blaesé, „Die Landwirthschaft in Kurland.“



Baltische Chronik.

1900.

1. Januar. Von diesem Tage an ist der Gebrauch des Meters im ganzen russischen Reiche, gleichberechtigt mit den bisherigen Maßen und Gewichten, gestattet.
- " " Jurjew (Dorpat). Eröffnung des von der Regierung hergestellten städtischen Telephon-Verkehrs.
- " " In Kurland tritt das Gesetz vom 24. Mai 1899 in Kraft, das hier die Ämter der Kronsförster und Unterförster in ihrer bisherigen Gestalt aufhebt und den allgemeinen russischen Gagenetat vom 7. Juni 1872 auf die Forstbeamten in Kurland ausdehnt (vgl. III, 281).

Bei der Einverleibung Kurlands gingen die herzoglichen Güter mitsammt den Forsten an den russischen Fiskus über; ihr damaliger Verwaltungsmodus hatte sich mit geringfügigen Aenderungen bis zum heutigen Tage erhalten. Die Forstbeamten erhielten kein festes Gehalt, sondern Ländereien zur Nahrung; die Oberförster aber bezogen außerdem noch 5% vom Bruttoertrage ihres Forstes, sowie den Grundzins von ihren Buschwächtereien; sie waren, wie es in der „Kurl. Gouv.-Ztg.“ (1899 n. 102) heißt, „fast ausnahmslos unabsehbar und betrachteten ihre Widmen als erblich.“ Der Umfang jener Ländereien und die Höhe der Lantien in den 29 einzelnen Kronsförstereien waren ungleich, dasselbe galt in Folge dessen auch von den Einnahmen der Förster. Im Allgemeinen waren sie ganz auskömmlich, zum Theil sehr gut gestellt, daher unabhängig und andererseits durch die Lantien für eine möglichst rationelle Bewirthschaftung der Staatsforsten interessirt. Das neue Gesetz beseitigt die Ungleichheit des Einkommens, verschlechtert aber im Allgemeinen die pekuniäre Lage der Förster, ohne eine rationellere Waldbirthschaft zu ermöglichen. Das Interesse der allgemeinen staatlichen Uniformität aber ist gewahrt.

2. Jan. Der Pastor W. Laurit in Dahlen übernimmt die Redaktion der „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland“. Sein Vorgänger, Pastor Th. Taube, ist neun Jahre lang Redakteur dieser Zeitschrift gewesen.

3. Jan. Der „Pribalt. Listok“, der seit einiger Zeit unter neuer Redaktion erscheint, nimmt den veränderten Namen „Pribalt. Krai“ an und entwickelt in seinem Programm-Artikel folgende Grundsätze:

„Als ein Organ der russischen Fortschrittsidee, der an und für sich jede engherzige Tendenz fremd ist, wird sich der „Pribalt. Krai“ die Entwicklung der sozialen und kulturellen Solidarität zwischen dem Grenzgebiet und Rußland — auf der Basis eines humanen, allumfassenden, nicht eines bodenlosen und doktrinären . . . Idealismus — angelegen sein lassen. Unser Ziel ist — nicht zu russifizieren und nicht zu germanisieren — sondern . . . zu humanisieren, d. h. die Wahrheiten, die Begriffe zu verkünden, die an sich schon, ohne irgend ein besonderes vorgeschafftes Programm, geeignet sind, eine friedliche Verschmelzung der Grenzmark mit Rußland herbeizuführen, und zwar nicht nur auf Grund einer gleichen Rechtslage, sondern vielmehr . . . auf dem Boden gegenseitiger Sympathie und gegenseitigen Verstehens, die nur bei voller Achtung vor der „Freiheit“ im öffentlichen Kulturleben erreichbar sind. Bei Zwang und Vergewaltigung werden das Wachstum russischer Kultur im Grenzgebiet und dessen Zusammenhang mit Rußland zufällig, unfrei und somit nicht dauerhaft sein.“ Das Blatt erklärt, den Weg der äußerlichen, scheinbaren Erfolge, den Weg des beschränkten, „engherzigen Realismus“ nicht gehen zu wollen, wo man, „das nächste sichtbare Ziel erreichend, nur scheinbar dem Endziel sich genähert hat, oft aber ganz auf Abwege gerathen ist. Der andere Weg ist der des echten Idealismus, und den haben wir gewählt. Vielleicht ist er nicht so bemerkbar, nicht so reich an täglich erreichbaren Resultaten und auch nicht so geräuschvoll, wie der erste; wir glauben aber, daß er russischer ist und . . . sicherer zum Endziel führt. . . Außerdem sind wir der Ansicht, daß unser Weg der gegenwärtigen Stimmung der örtlichen russischen Intelligenz mehr entspricht, denn diese ist des fruchtlosen Kampfes mit den Schemen (Gespenstern) des Realismus überdrüssig, die nur Zwietracht mit sich gebracht haben. . . Nicht Zwietracht soll man in unseren Tagen säen, sondern Frieden“. . . — So der „Pribalt. Krai“. Den entgegengesetzten Standpunkt nimmt bekanntlich der „Rish. Westn.“ ein.

4. Jan. Riga. Konsulent N. Weber, der bisherige erste verantwortliche Redakteur des „Baltijas Vēstnesis“, trat zu Beginn des Jahres von diesem Posten zurück und der vereid. Rechtsanwalt Fr. Weinberg übernahm die Leitung des Blattes. Weber bleibt Redakteur der „Valsts“.

Dieser bedeutsame Personalwechsel entspricht nach Ansicht des „Rish. Westn.“ der in lettischen Kreisen vorherrschenden Stimmung. „Herr Weber war nämlich einer der Parteigänger der berühmten deutsch-lettischen Freundschaft [?]. Da diese Freundschaft in letzter Zeit eine starke

erlitten hat, so geriethen ihre Vertreter in eine ziemlich unbequeme Lage. Die lettische Presse verlangt jetzt . . . Repräsentanten einer anderen Richtung und dazu ist Herr Weinberg durchaus der rechte Mann. Außerdem ist er als Publizist und Kenner der örtlichen Verhältnisse . . . dem lesenden Publikum schon längst bekannt. Bemerken wollen wir noch, daß der neue Redakteur . . . eine Zeit lang Sekretär der livl. Gouv.-Verwaltung gewesen ist“, nämlich unter Sinowjew, von dem Weinberg protegirt wurde, weil er ihm bei dessen „reformatorischer“ Thätigkeit willkommene Dienste leisten konnte.

4. Jan. Die estnische Zeitung „Aus Aeg“ (Neue Zeit) erhielt die Erlaubniß, drei Mal wöchentlich zu erscheinen. Ferner konzessionirte die Oberpressverwaltung: die estnische Monatschrift „Mesilane“ (Die Biene), redigirt vom Bienenzüchter Kask in Reval; — die estnische Zeitschrift „Die heimische Hausfrau“, soll in Riga zwei Mal monatlich erscheinen, redigirt von Frau Johansson; — ein lettisches Modenjournal unter dem Titel „Modes Wehstnesis“, ein Mal monatlich in Mitau, Herausgeber Berris.
5. Jan. St. Petersburg. Die Ausrüstung einer russischen Polar-Expedition unter Führung Baron Ed. Tolls wurde der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften Allerhöchst gestattet.
- „ „ Schwaneburg. Pastor Th. Neander wurde vom livländ. Konsistorium zum Pastor-Vikar für Schwaneburg ernannt. Es fällt ihm damit eine überaus schwierige Aufgabe zu.
- „ „ Mit der Verpachtung von baltischen Kronsgütern an große bäuerliche Konsortien bezweckt das Domänenministerium zweierlei: in erster Linie Erhöhung der Pachtsätze, dann aber auch Begünstigung der landlosen Bauern, von denen eine geringere Kautionssumme (Salog) verlangt wird. Diese beiden Zwecke lassen sich aber nicht mit einander vereinigen, wie ein Korrespondent der „Düna-Ztg.“ nachweist. Ohne Rücksicht auf die notorisch wachsende Schwierigkeit der landwirthschaftlichen Verhältnisse soll das bäuerliche Konsortium eine höhere Pacht zahlen, obgleich es aus unbemittelten, kleinen Pächtern besteht und schon in Folge dessen nicht im Stande ist, intensiv und rationell zu wirthschaften. Das aber führt unvermeidlich zu Entwerthung des Acker, Verfall der Wirthschaftsgebäude, kurz zu einer gründlichen Deteriorirung des Guts, die ihrerseits wieder die Insolvenz des Konsortiums nach sich zieht. Wenn also die Krone bei dieser Methode augenblicklich auch erhöhte Einnahmen erzielt, wie das der Fall mit dem Kronsgut Bassen (in Kurland) beweist, so wird sie doch später — und zwar bald — sich mit einer desto geringeren, ja unverhältnißmäßig kleinen Pachtsumme begnügen müssen. Der Erfolg ist nur ein augenblicklicher und nur auf Kosten der Zukunft erreichbar. — Außer,

dem dürfte die Vergabung an bäuerliche Pachtkonfortien zur Parzellirung und somit zur Auflösung der Güter führen. Denn ein solches Konfortium (von c. 50 Familien) beginnt mit der Vertheilung des Landes und sobald sich erst der Einzelne auf seinem Landtheil angesiedelt und sich hier ein Wohngebäude errichtet hat, ist die Parzellirung unausbleiblich, da der Bauer in diesem Falle nicht ermittelt wird. Es fragt sich also, warum das Ministerium nicht gleich mit der Parzellirung der Domänengüter beginnt, wenn es überhaupt die ernste Absicht hat, durch den neuen Verpachtungsmodus die landlose bäuerliche Bevölkerung zu begünstigen und nicht bloß die Staatseinnahmen zu erhöhen (vgl. o. S. 86 Dez. 10).

7. Jan. St. Petersburg. Die zur Berathung der Mittelschulreform berufene Kommission beginnt ihre Thätigkeit unter dem Präsidium des Ministers der Volksaufklärung. Auch der Rigasche Lehrbezirk ist in dieser Kommission vertreten, zu der gegen 100 Personen gehören, und zwar Deputirte der Lehrbezirke, der Ministerien und Verwaltungen, denen höhere und mittlere Lehranstalten unterstellt sind, ferner Mitglieder des Konseils und des gelehrten Komités des Ministeriums der Volksaufklärung, außerdem Professore und Aerzte (vgl. III, 296—297).
8. Jan. Tsurjew. Der Tag des „Heiligen Isidor“ und seiner 72 Leidensgenossen wird gefeiert, von denen es heißt, daß sie 1474 im Embach ertränkt worden seien, weil sie ihren orthodoxen Glauben nicht hätten abschwören wollen. Auf Wunsch des Bischofs Agathangel und mit Erlaubniß des stellvertr. Kurators Popow sind die Schulen in Tsurjew an diesem Tage geschlossen. In der orthod. Universitätskapelle werden Broschüren über die Leidensgeschichte des Märtyrers an die Anwesenden vertheilt. Die orthodoxen Kirchen sind überfüllt. — Am folgenden Tage fand im Lokal des russischen Vereins „Rodnik“ ein Festmahl statt, an dem die Spitzen verschiedener Behörden und zahlreiche Vertreter der gesammten russ. Gesellschaft begeistert theilnahmen. Dank-Telegramme an den Bischof und den stellvertr. Kurator wurden abgeschickt. Außerdem wurde eine Kommission gewählt und beauftragt, ein Festprogramm für die jährliche Feier des Isidor-Tages auszuarbeiten, der speziell im nächsten Jahr besonders feierlich begangen werden soll. Zu dieser Kommission gehört auch der Rektor Budilowitsch. Es wurden in Aussicht genommen

Kirchenprozessionen, öffentliche Dankgebete, kirchenhistorische Volksvorlesungen, Stiftung einer Fidor-Bratsiwo, Festessen, Speisung der Armen und Gefangenen u. s. w. — So berichten die Jurjewer Korrespondenten des „Rišk. Westn.“ und der „Mosk. Wed.“

8. Jan. Jurjew (Dorpat). Dem hiesigen estnischen landwirthschaftlichen Verein wurde vom Minister der Landwirthschaft gestattet, im August dieses Jahres eine landwirthschaftliche Ausstellung in Jurjew (Dorpat) zu veranstalten. — Befremdend ist die Wahl des Monats. Schon im vorigen Jahr hielt der gen. Verein es für passend, seine Ausstellung in den August zu verlegen und sie nur zwei Wochen vor der Ausstellung des Schwedischen landwirthschaftlichen Vereins stattfinden zu lassen (III, 287—288).
- „ „ Der Schwedische Landmarschall Dr. jur. Fr. Baron Meyendorff ist von seiner Krankheit genesen und hat seine Amtsgeschäfte wieder übernommen (s. o. S. 34).
- „ „ Mitau. Der kurl. Hausfleiß-Verein sieht sich genöthigt, seinen Handfertigkeits-Unterricht bis auf Weiteres einzustellen. Die Zahl der Mitglieder ist seit dem Jahre 1895 von fast 100 auf 66, die Schülerzahl von 53 auf 12 im vorigen Semester gesunken und zu Beginn dieses Jahres wurde nicht ein einziger Schüler angemeldet.
9. Jan. Das Zeugenverhör in den baltischen Gerichten durch Vermittelung von Dolmetschern war neulich vom Rigaschen Korrespondenten der „Now. Wr.“ sehr ungünstig beurtheilt worden. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß die gerügten Mißstände von selbst schwinden müßten, sobald einmal die Esten und Letten sich die russische Sprache genügend angeeignet haben würden (s. o. S. 87). Daran knüpft der „Westnik Jewropy“ an und sagt: „Wie lange müssen da wohl noch die Balten warten! Wird dieser Zeitpunkt überhaupt je für die ganze Bevölkerung der Ostseeprovinzen eintreten? Die Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten auf Grund falsch verstandener oder gar entstellter Zeugenaussagen ist doch wahrlich nicht ein so geringes Uebel, mit dem man sich leicht ausöhnen könnte; sie ist oft gleichbedeutend mit einer Verweigerung der Justiz. . . Sollen die Zeugenaussagen unmittelbar auf das Gewissen und die Ueberzeugung des Richters . . . wirken, so muß er die Ortsprache kennen. . . Daß eine solche Kenntniß nicht zu den unerfüllbaren Wünschen gehört, beweist die Thatfache, daß durch das Gesetz vom 28. Mai 1880 die Verhandlung vor den friedensrichterlichen Institutionen der Ostseeprovinzen in der örtlichen Sprache gestattet wurde. Wenn dieses Gesetz nicht in Kraft getreten

ist, so liegt die Ursache nicht etwa in Schwierigkeiten, mit denen seine Einführung verbunden gewesen wäre, sondern in dem Umschwung der Regierungspolitik gegenüber den Ostseeprovinzen. . . Der „Westn. Jewr.“ erinnert an einen Artikel, den er schon 1888 (5. Heft), also noch vor Einführung der „Justizreform“ veröffentlicht hat: „Damals betonten wir u. A. auch den Umstand, daß unter den im Gerichtssaal Anwesenden sich Leute finden könnten, die ebenso gut die russische, wie die Sprache der an der Sache Beteiligten beherrschen. Sie könnten die Fehler der Uebersetzung bemerken, ohne jedoch das Recht zu haben, das Gericht auf jene aufmerksam zu machen, — und im ganzen Gebiete würde sich vielleicht das Gerücht verbreiten, daß die russischen Richter ihr Urtheil fällen, ohne den wörtlichen Inhalt der Affaire recht zu kennen“. . . — Der „Rish. Westn.“ protestirt heftig, ignorirt aber nach wie vor absichtlich die Thatsache, daß die früheren Richter (vor 1889) die Orts Sprachen vollständig beherrschten, das Verhör in diesen Sprachen leiteten und keiner Translateure bedurften.

10. Jan. Zum Chef der Oberpreßverwaltung wurde — an M. B. Solowjew's Stelle — Fürst N. W. Schachowskoi ernannt. Er ist ein Bruder des verstorbenen estländischen Gouverneurs. Eine seiner litterarischen Arbeiten führt den Titel „Die landschaftliche Unwahrheit in den baltischen Gouvernements“ (Земская неправда въ Прибалт. губ.).

„ Die Revalsche Jubiläumsfeier der russischen Justizreform am 20. Nov. 1899 wurde auf Anordnung des Revalschen Bezirksgerichts-Präsidenten, W. J. Fuchs, ausführlich beschrieben. Dieser Bericht ist jetzt erschienen und der „Rish. Westn.“ ersieht aus ihm „mit Befriedigung, daß die neue Justiz in Estland sich nicht nur Sympathien in der Masse der örtlichen Bevölkerung, sondern auch in deren leitenden Schichten zu erwerben vermocht hat.“ — „Diese Sympathien — schreibt das gen. Blatt — äußerten sich u. A. darin, daß die Vertreter jener Schichten sympathischen Antheil an der Feier nahmen. Unter Anderem verdient besondere Beachtung die Bewillkommnung des stellvertretenden Stadthauptes von Reval, Herrn Erbe, die im Namen der Stadt Reval dargebracht wurde. Er sagte u. A.: „Die Gerichtsinstitutionen des Revaler Bezirksgerichts begehen heute eine Feier, bei der alle Kräfte (дѣятелн) derselben getroffen das stolze Bewußtsein in sich nähren dürfen, daß sie mit Gottes Hilfe eine ungeheure, mühevoll und nützliche Aufgabe erfolgreich zu vollenden vermocht haben. Zehn Jahre haben in unserer schnelllebenden Zeit keine besondere Bedeutung, dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens aber dürfen die örtlichen Gerichts-Institutionen mit Recht eine entscheidende Bedeutung beilegen, da sie in diesem Zeitraum ewige Grundlagen, die ihre gesammte weitere gedeihliche Thätigkeit sichern, geschaffen haben. Sie aber, meine Herren Vertreter des Justiz-Afforts, seien Sie versichert, daß Sie es verstanden haben, sich allgemeine Sympathie, Achtung und Vertrauen in der örtlichen Bevölkerung zu erringen. Es ist mir daher sehr erfreulich, im Namen

der Stadt Reval als ihr Herold dienen zu können und Ihnen die wichtigsten und herzlichsten Glückwünsche und Bewillkommungen darzubringen.“ — „Es ist sehr erfreulich — fährt der „Rish. Westn.“ fort — daß die Revalsche Stadtverwaltung in diesem Falle als Interpret der wahren Stimmung der Bevölkerung, die sie vertritt, aufgetreten ist und, fern von allen Parteirücksichten, der neuen Justiz gegeben hat, was ihr gebührte. In sympathischer Weise fand die Feier der neuen Justiz einen Wiederhall auch bei den örtlichen Vereidigten Rechtsanwältin, in deren Namen Herr Riesenkampff u. A. sagte: „Am heutigen 10. Jahrestage der Justizreform erhebe ich im Namen meiner Kollegen, die von dem Gefühl tiefer Dankbarkeit geleitet sind, mein Glas auf das Wohl des Justizressorts und seiner hier anwesenden Vertreter.“

Der „Rish. Westn.“ äußert sich sehr anerkennend über diese Neben. Dasselbe thaten übrigens auch die Vertreter des Justizressorts. Der Procureur des Bezirksgerichts, Braßnikow, sprach von dem moralischen Rückhalt, den die neuen Richter auch bei örtlichen Elementen gefunden hätten, in erster Linie bei der russischen Gesellschaft. „Die neue Sache wurde aber auch“ — so fügte er hinzu — „von der örtlichen einheimischen Advokatur gefördert, die sich an der Feier beteiligt. Ebenso haben auch viele Mitglieder der einheimischen gebildeten Gesellschaft und des Adels, dessen beste Vertreter als Ehrenfriedensrichter an der Rechtsprechung selbst beteiligt waren, ihre moralische Unterstützung den neuen Kräften nicht vorenthalten und haben auf diese Weise dazu beigetragen, daß mit der prinzipiell abweisenden Stellungnahme zur Reform gebrochen worden ist.“ In demselben Sinne sprach sich auch der Präsident des Revalschen Bezirksgerichts aus. — Der „Rish. Westn.“ also ist, wie gesagt, sehr befriedigt, er bedauert nur eines, daß nämlich die Jubiläumsfeier nicht auch bei der estländischen Ritterschaft und den anderen Ständen und Institutionen einen ebenso „sympathischen“ Wiederhall wie seitens der Revalschen Stadtverwaltung gefunden hat. — Zum Schluß wirft der „Rish. Westn.“ die Frage auf, wie sich der Unterschied zwischen der Feier in Reval und in den anderen baltischen Städten erkläre, und beantwortet diese heikle Frage wörtlich folgendermaßen: „Uns scheint, der Unterschied läßt sich nur dadurch erklären, daß in Estland die reorganisatorischen Strömungen im Allgemeinen einen weit tiefer gehenden Einfluß auf die Stimmung der örtlichen Gesellschaft geübt haben, als in dem übrigen Theil des Gebiets. Das ist aber deshalb der Fall, weil dort bei der Ausaat der neuen Kultur-Prinzipien der Boden tiefer gepflügt und sorgfamer besät und die ersten aufgehenden Reime sorgfältiger behütet wurden. Daher ist auch eine verhältnißmäßig reichere Ernte erzielt worden. Ein bekanntes Sprichwort auf diesen Fall anwendend, kann man sagen: Wie Du säest, so wirst Du ernten. Nur unsere publizistischen Säuglinge können glauben, daß man eine russische Ernte in unseren Grenzmarken erwarten kann, ohne den örtlichen Boden energisch zu pflügen und ihn sorgsam mit russischem Korn zu besäen.“ — Der Säemann, den der „Rish. Westn.“ im Sinn

hat, ist bekanntlich der Gouverneur Schachowskoi, dem es aber nicht beschieden war, die „russische Ernte“ zu erleben, die Estland jetzt in der That aufzuweisen hat. Zu den „publizistischen Säuglingen“ rechnet das Blatt offenbar den „Westnik Jewropy“.

- 10.—13. Jan. Reval. Sitzungen des ritterschaftlichen Ausschusses. Es werden u. A. bewilligt: dem Exekutivkomité der Rigaer Jubiläumss-Ausstellung 500 Rbl. zur Anschaffung von Prämien; — die durch Bekämpfung des Milzbrandes veranlaßten vorschriftsmäßigen Entschädigungsgelder. — Der Ritterschaftshauptmann theilt mit, daß es nicht möglich gewesen sei, den auf den Sitzungen des ritterschaftlichen Ausschusses vom Oktober vorigen Jahres ausgearbeiteten Wirthschaftsplan für das Wegebau-Kapital, wo gehörig, vorzustellen (vgl. S. 31—32). Der Ausschuß beauftragt den Ritterschaftshauptmann, darauf hinzuwirken, daß der Ritterschaft aus den Mitteln des Wegebau-Kapitals ein Kredit bis zum Betrage von 30,000 Rbl. zur Beschaffung von Baumaterial für die Brücke über den Fluß Kasargen eröffnet werde. Ferner wird der Ritterschaftshauptmann vom Ausschuß ersucht, sich für die Uebergabe der Archive der aufgehobenen estländischen Justizbehörden an die estländ. Ritterschaft verwenden zu wollen. — In Sachen der Vorschußkasse (des estl. adl. Güter-Kreditvereins) beschließt der Ausschuß, von der Vorstellung eines Reorganisationsplanes Abstand zu nehmen und die Thätigkeit dieser Kasse auf dem Wege einer den eingegangenen Verpflichtungen Rechnung tragenden allmäligen Liquidation einzustellen. „Darlehen auf Grund von Kaufkontrakten, die vor dem Januar 1899 mit Bezugnahme auf die Vergünstigungen der Vorschußkasse in rechtsgenügender Form abgeschlossen worden sind, sollen nur in dem Fall ausgereicht werden, daß die vom März 1899 bis zum Termin des Empfanges des Darlehens zu berechnende Amortisation eingezahlt wird, so daß sämtliche Darlehen bis zum März 1937 getilgt sein werden“ (vgl. III, 121).

11. Jan. Im „Sew. Kurjer“ (s. o. S. 49) charakterisirt J. S. den „Rish. Westn.“: „Wie soll man, fragt er, die Erklärung des „Rish. Westn.“ deuten, daß er auf die Regierungssubvention verzichten wolle?“ . . (S. o. Dez. 4.) „Mit seiner demonstrativen Rundgebung will er offenbar dar-

gethan haben, daß er, von der Subvention sich lossagend, künftig in seinem Urtheil unabhängiger sein werde, und deshalb bittet er das Publikum, ihm mehr Glauben zu schenken. Das ist sehr gut. Jede aufrichtige Reue macht Eindruck und wir wünschen dem „Riſh. Westn.“ auf diesem Wege den besten Erfolg“ . . .

„Der Riſhki Westnik“ erscheint seit 33 Jahren, eine Subvention erhält er aber erst seit der letzten Senatorenrevision im baltischen Gebiet. Er ist ein ausgesprochenes „Russifikationsblatt“, hat aber eine sehr bescheidene Verbreitung, und zwar ausschließlich innerhalb der örtlichen russischen Bevölkerung. Die andersstämmige örtliche Bevölkerung, namentlich die deutsche, ignoriert dieses Organ vollkommen und seine russifizierende Bedeutung ist daher eher negativ, als positiv.

Der „Riſh. Westn.“ ist sehr ungehalten und protestirt: er sei nie ein offizielles, sondern stets ein durchaus unabhängiges Organ gewesen, während der Subventionirung ebenso, wie vor derselben; auch habe die Regierung zu keiner Zeit Bedingungen an die Gewährung der Subsidie geknüpft. Zugleich theilt der „Riſh. Westn.“ Folgendes mit: Als zur Kenntniß der Regierung gebracht wurde, daß die einzige russische Zeitung der Ostseeprovinzen in Gefahr stehe, einzugehen, erfolgte auf Rapport Boris-Melikows — damals Minister des Innern — der Befehl, dem Vertreter dieses Blattes jährlich 5000 Rbl. aus der Staatsrentei zu freier Verfügung zu stellen. Der „Riſh. Westn.“ behauptet nun, materiell so erstarbt zu sein, daß er keiner Unterstützung mehr bedarf; das sei ein Beweis für den Fortschritt der „russischen Sache“ im Grenzgebiet.

11. Jan. Die Livländische Gouvernementsregierung hat, wie die „Gouv.-Ztg.“ mittheilt, den Kreischefs vorgeschrieben, darauf zu achten, daß die privaten Nebenwege von den Gutsbesitzern und Gemeinden gehörig in Stand gehalten werden, im Falle der Nichterfüllung aber die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen (nach Art. 69 des Statuts der von den Friedensrichtern zu verhängenden Strafen). Dieser Befehl wird als ein wesentlicher Fortschritt im Wegebauwesen begrüßt.

12. Jan. Es bestätigt sich, daß die Regierung von der Einführung der Semstwo in Kurland zunächst Abstand genommen hat.

Diese Frage nahm mit der Ernennung Spisjagins zum Minister des Innern eine andere Wendung und trat in ein neues Stadium ein. Sie ist offenbar deswegen auf unbestimmte Zeit vertagt worden, weil die allgemeine Landschaftsverfassung im Reiche demnächst einer Revision unterzogen werden soll. Auch das dem Reichsrath bereits vorgestellte Projekt über die Einführung der Semstwo in den östlichen und südwestlichen Gouvernements wurde vom Ministerium des Innern zurückgezogen, um es dem neuen Chef desselben zur Begutachtung vorzulegen.

12. Jan. Riga. Auf der Sitzung der „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen“ berichtet der Präsident, daß die Stadtverwaltung Rigas mit Rücksicht auf das bevorstehende 700jährige Jubiläum der Stadt, entsprechend den 1898 und 1899 gestellten Anträgen der Gesellschaft, beschlossen hat: 1) in das allgemeine Budget der Stadt pro 1900 die Summe von 2000 Rbl. einzustellen zur Herausgabe von Urkunden und Briefen, die sich auf die Geschichte Rigas in den Jahren 1710 bis 1742 beziehen und 2) in das Spezialbudget der Stadtgüter-Verwaltung gleichfalls 2000 Rbl. einzustellen für die Restauration der ältesten baltischen Ruinen, nämlich der 1187 gegründeten Burg Holme und der Martinskirche (beide auf einer zu Kirchholm gehörigen Düna-Insel belegen).
13. Jan. Riga. Im Laufe des Jahres 1899 sind hier 178 Tollwuthfälle an Thieren offiziell konstatiert worden. Nach gleichfalls offiziellen Mittheilungen wurden in der Zeit vom 1. Januar bis zum 12. November desselben Jahres 96 Personen aus Riga den Pasteurschen Schutzimpfungen gegen Tollwuth in Petersburg unterzogen (gegen 49 i. J. 1898). — So berichtet die Rigasche Sanitätskommission. Die Gesamtzahl der in Riga 1899 von wuthkranken oder wuthverdächtigen Thieren gebissenen Menschen ist natürlich bedeutend größer.
14. Jan. Ein offizieller Bericht des Landwirthschafts-Ministers Jermolow, der im Sommer 1899 auch die Ostseeprovinzen besuchte, wird im „Reg.-Anz.“ veröffentlicht: er zollt der baltischen Landwirthschaft gerechte Anerkennung, besonders auch den landwirthschaftlichen Gesellschaften, die z. Th. Filialvereine der Livl. Dekonom. Sozietät sind. „Indem diese Vereine — so schließt der Bericht — die verschiedenen landwirthschaftlichen Gewerbszweige fördern und verbessern, . . . erweisen sie auch dem ganzen Reiche, dessen Wohlfahrt auf dem Gedeihen der Landwirthschaft beruht, einen nicht geringen Dienst.“
15. Jan. Das Kronsgut Peterhof (in Kurland), das schon seit Jahren dem Rigaschen Polytechnikum unentgeltlich zur Verfügung steht und als Musterfarm zur Ausbildung der Ackerstudenten dient, ist nunmehr auf Allerhöchsten Befehl dem gen. Polytechnikum ebenso unentgeltlich für die ganze

Zeit seines Bestehens überwiesen worden, so lange dasselbe eine landwirthschaftliche Abtheilung behält.

15. Jan. Riga. Die Livl. adlige Güter-Kreditsozietät hat für den Garantiefonds der Rigaer Jubiläums-Ausstellung 2000 Rbl. und 1000 Rbl. für Ehrenpreise bestimmt.
17. Jan. Jurjew (Dorpat). Der Leiter der Schüler-Werkstatt, L. Goerg, veröffentlicht seinen Bericht pro 1899 II. Die Frequenz betrug 110. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß bei dem hiesigen Publikum das Interesse für den Zweck dieser Anstalt zunimmt (III, 290).
- " " Riga. Die Stadtverordneten-Versammlung bewilligt dem Exekutivkomité der Rigaschen Jubiläums-Ausstellung eine Garantiesumme von 15,000 Rbl.
18. Jan. Arensburg. Der Konvent der Deselschen Ritterschaft wird eröffnet.
- " " Jurjew (Dorpat). Jahresversammlung des Livländischen Fischerei-Vereins (Livl. Abtheil. der Kaiserl. Russ. Gesellsch. für Fischzucht und Fischfang). Präses — Baron Stackelberg-Kardis. Den Rechenschaftsbericht pro 1899 legte der Sekretär M. von Zur-Mühlen vor. Im verflossenen Jahr sind wieder mehrere neue Teichwirthschaften angelegt und über 2 Mill. Stück Brut edlerer Fischarten in einheimischen Gewässern ausgesetzt worden. Eine besonders werthvolle Bereicherung seiner Hilfsmittel hat der Verein dadurch erfahren, daß ihm der Spankausche See (im Kreis Jurjew-Dorpat, zu Gothensee, Unnipicht und zum Kronsgut Spankau gehörig) als eigener Versuchssee von der Krone in Pacht überlassen worden ist. Dr. Fr. v. Moeller berichtete über die biologische Beobachtungsstation, die er in Sommerpahlen am Waggula-See (Kreis Werro) angelegt hat. Der Vorstand wurde per Affirmation wiedergewählt. — Der Verein wird in diesem Jahr zum ersten Mal von der Livl. Dekonom. Sozietät subventionirt und zwar mit 1000 Rbl.
- " " Viele baltische Bauergemeinden haben, wie die Presse wiederholt konstatirt, neuerdings darum nachgesucht, daß in ihrem Gebiet keine Monopol-Branntweinbuden eröffnet würden. Derartige Petitionen mehren sich in erfreulicher Weise.

18. Jan. Jurjew (Dorpat). Jahresversammlung des bei der Livl. Dekonom. Sozietät bestehenden Verbandes baltischer Rindviehzüchter. Um auf die bäuerliche Rindviehzucht im Sinne der Konsolidirung und Veredelung einzuwirken, wurde vor einem Jahr eine permanente Kommission unter dem Voritze des Herrn von Sivers-Gusefüll ins Leben gerufen, die in jedem livländischen Kreise ihren Vertreter hat. Diese Kommission bemühte sich, ihrer bedeutungsvollen Aufgabe vorzugsweise durch Prämierungen auf Lokal-, bes. Kirchspielschauen gerecht zu werden. Sie wird ersucht, auf diesem Wege fortzufahren, von einer Reglementirung ihrer Thätigkeit aber wird Abstand genommen, da die Ungleichartigkeit der einschlägigen Verhältnisse in den verschiedenen Gegenden Livlands volle Aktionsfreiheit verlangt. In Nordlivland ist die bäuerliche Rindviehzucht bedeutend weiter vorgeschritten, als im lettischen Theil der Provinz. Es wurden der gen. Kommission pro 1900 zur Verfügung gestellt: von der Dekonom. Sozietät 1000 Rbl., vom Verbande balt. Rindviehzüchter 300 Rbl., insgesammt 800 Rbl. mehr als im Vorjahr. Die Sozietät bewilligt außerdem dem Verbande für das laufende Jahr einen Kredit von 1000 Rbl. zu Importzwecken. Sie kündigte aber pro 1901 die von ihr übernommene Garantie eines festen Instruktorgehalts in Anbetracht der stetig abnehmenden Beanspruchung des Instructors für Rindviehzucht. — Es sei hier bemerkt, daß die Rindviehzucht-Vereine in Estland und Kurland einen „Kartellverband zur Züchtung holländischen Viehs“ mit einander abgeschlossen haben, während in Livland die Züchtung von Anglervieh bevorzugt wird. Die drei Provinzen gehen also in dieser Beziehung nicht einheitlich vor.
19. Jan. Jurjew (Dorpat). Generalversammlung des Vereins zur Förderung der Livl. Pferdezucht. Es wird beschlossen, gehörigen Orts Schritte zu thun, um die Befreiung der vom Verein angeführten Zuchthengste von der Stellung zu Militärzwecken auszuwirken. Der Präsident E. v. Dettingen-Karste-mois wird per Akklamation wiedergewählt. — Die Dekonom. Sozietät bewilligte dem Verein pro 1900 insgesammt 2000 Rbl. zu Prämierungs- und Importzwecken.

19. Jan. Der Präsident des Rigaschen Bezirksgerichts, wirkl. Staatsrath W. F. v. Klugen, wurde zum Prokureur an der Gerichtspalate zu Düssel ernannt.
- 19.—21. Jan. Jurjew (Dorpat). Oeffentliche Jahresitzungen der Kaiserl. Livl. Gemeinnützigen und Oekonomischen Sozietät. In seiner Eröffnungsrede weist der Präsident, E. v. Dettingen-Jensel, auf eine Reihe neuer Aufgaben hin, die z. Th. schon das erste Vorbereitungsstadium überschritten haben, z. Th. für die Zukunft in Aussicht zu nehmen sind. Zu letzteren gehören: Unfall- und Altersversicherung der landwirthschaftlichen Arbeiter; Organisirung agrarstatistischer Erhebungen, um dem Ministerium die projektirte Anstellung von landwirthschaftlichen Agenten zu ersparen, wie sie im Reichsinnern bereits vielfach angestellt sind, ihre Aufgabe aber rein bureaukratisch auffassen; Ausbildung und Installirung von landwirthschaftlichen Instruktoren, die, in Ermangelung von niederen Ackerbauschulen, für die bäuerliche Landwirthschaft von großem Nutzen sein könnten, da namentlich auch die von der Sozietät*) geplante lettische Ackerbauschule die ministerielle Zustimmung, wie es scheint, überhaupt nicht erhalten wird (III, 151 und 201). Dagegen ist die von der Sozietät inauguirte Versorgung des Landes mit vier Kreis-Thierärzten als gesichert zu betrachten und es handelt sich noch darum, ob und in welcher Zahl sich lokale Interessenten-Konfortien behufs Anstellung von Distrikts-Veterinären bilden werden. Diese Konfortien können durch Vermittelung der Sozietät Zuschüsse aus Landesmitteln erhalten. In Gemeinschaft mit dem Verbands baltischer Rindviehzüchter hat die Sozietät vor Allem auch die Hebung der b ä u e r l i c h e n Rindviehzucht in ihr Aktionsprogramm aufgenommen. Näher getreten ist sie ferner den Fragen betr. die Gründung eines livl. Forsteinrichtungs-Bureaus, sowie von Ausbildungsstätten für das niedere Forstschutzpersonal (Forstwarte). Die Errichtung einer forstlichen Abtheilung am Rigaschen Polytechnikum hat sie kürzlich beim Ministerium der Landwirthschaft befürwortet. Alle diese Fragen wurden durch Resolutionen des

*) Anm. Das Projekt geht von der Sozietät aus und nicht von der livl. Ritterschafft, wie es III, 201 irrthümlich heißt.

V. Kongresses baltischer Land- und Forstwirthe angeregt, der im Juni vorigen Jahres während der Zentralausstellung in Riga tagte. Die lang erstrebte ministerielle Bestätigung der „Unterstützungskasse privater Forstbeamten“ ist endlich erfolgt. — Das Liv-Estländische Landeskulturbureau (eröffnet 1897), dessen Direktor Baron Stackelberg-Kardis ist, hat sich in durchaus folgerichtiger und gesunder Entwicklung aus einem bloß kontrollirenden in ein selbständig arbeitendes Institut umgewandelt und sein Thätigkeitsgebiet bedeutend erweitert. Die kulturtechnische Abtheilung, unter Leitung des Landeskulturinspektors Rosenstand-Wöldike, beschäftigt bereits 21 Techniker und ist durch Aufträge aus den drei Ostseeprovinzen, gelegentlich auch aus dem Innern des Reichs, vollauf in Anspruch genommen. Die auswärtigen Interessenten wurden mehrfach vom Minister der Landwirthschaft an das hiesige Bureau verwiesen, dessen Meliorationsprojekte auch von den Reflektanten des staatlichen Meliorationskredits ohne ministerielle Bestätigung und Kontrolle ausgeführt werden dürfen. Diese Beziehungen wurden durch die IV. baltische Zentralausstellung in Riga gefördert; das Bureau sah sich veranlaßt, einen Theil seiner Rigaer Exponate für die Pariser Weltausstellung vorzubereiten und dem Landwirthschaftsministerium auf dessen Wunsch einzuschicken. Eine neue Aufgabe übernimmt das Kulturbureau mit der Vermittelung des Meliorationskredits, den die Livl. Kredit-Sozietät zu organisiren beschlossen hat (s. u. Januar 29). Ferner begründet es eine eigene Landmesser-Abtheilung, zu der die Mittel vom letzten livl. Adelskonvent bewilligt worden sind. Endlich hat das Bureau auch die Bearbeitung und Veröffentlichung der meteorologischen Wetterberichte im baltischen Gebiet übernommen und sich zu diesem Zweck mit dem meteorologischen Observatorium der hiesigen Universität in Relation gesetzt. Eine Revision der Regenstationen ist in Aussicht genommen. — Die am Landeskulturbureau bestehende Versuchs- und Kontrolstation unter Leitung von R. Sponholz hat eine erhöhte Inanspruchnahme aufzuweisen, immerhin nimmt das Verständniß der Landwirthe für die Nützlichkeit dieses Instituts nur sehr langsam zu. Der bal-

tische Samenbauverband hat sich der Kontrolle der Versuchsstation unterstellt, bedarf aber noch der obrigkeitlichen Bestätigung. — Ueber die IV. Baltische landwirthschaftliche Zentralausstellung erstattete der Präsident des Exekutiv-Komités, G. Armitstead = Neu Mocken, einen eingehenden kritischen Bericht, der demnächst im Druck erscheinen soll. Hier sei nur erwähnt, daß c. 80 % des Ausstellungsfonds intakt verblieben sind; die Garanten brauchten nicht in Anspruch genommen zu werden. — Den Hauptgegenstand der öffentlichen Verhandlungen bildete auch diesmal, wie vor einem Jahr, die Bekämpfung der Rindertuberkulose. Doch macht sich jetzt in dieser Frage eine veränderte Auffassung stark geltend, die unter Berufung auf die neuesten Resultate der Wissenschaft die früher betonte Nothwendigkeit allgemeiner obligatorischer Tuberkulinimpfungen bestreitet und wieder auf die klinische Diagnose zurückgeht. Zwangsmaßregeln zur allgemeinen und radikalen Tilgung der Rindertuberkulose werden als unausführbar bezeichnet; dagegen wird im öffentlichen Interesse die obligatorische Ausmerzung der klinisch erkennbar tuberkulösen Rinder (Cutertuberkulose u. a. Formen) unter Entschädigung aus öffentlichen Mitteln verlangt und als das nächste zu erstrebende, praktisch erreichbare Ziel hingestellt. In diesem Sinne beabsichtigt auch die Sozietät vorzugehen. — Vor Schluß der Sitzungen eröffnet der Präsident, dim. Landrath G. v. Dettingen = Jense, der Versammlung, daß er (am 20. Januar) vom Präsidium zurückgetreten und statt seiner der Landrath M. v. Sivers = Römershof zum Präsidenten der Sozietät erwählt worden sei. G. v. Dettingen, der seit 45 Jahren der Sozietät angehört und seit 1882 ihr Präsident war, erhält die Würde eines Ehrenpräsidenten. — Der Kreisdeputirte N. Baron Delwig = Hoppenhof wurde als ordentliches Mitglied in die Sozietät aufgenommen an Stelle des ausscheidenden Landraths Baron Campenhausen = Stolben, der zum Ehrenmitglied ernannt wird. Die Zahl der ordentlichen und der Ehrenmitglieder beträgt gegenwärtig 64. — Einnahmen und Ausgaben der Sozietät pro 1900 balanciren mit c. 31,442 Mbl. Subventionirt wird sie im I. J. von der livl. Ritterschaft mit 4200, von der livl. Kredit-Sozietät

J. Jaksch & Co.,

gegründet 1841. * Riga * gegründet 1841.

Während des Umbaus Rathhausplatz 3.



Nürnbergener u. südfranzösische
Majoliken.

~~~~~  
Cinori-Fayencen.

~~~~~  
Venetianische Gläser.

~~~~~  
Japan- u. China-Vasen.

~~~~~  
Pariser und Wiener
Terracotten (Figuren u. Büsten).

~~~~~  
Böhmisches und Englischs  
Lugusglax.

~~~~~  
❖ Phantasiemöbel. ❖

~~~~~  
Kunsttöpfereien  
vom Odenwald, aus Mähren etc.

—≡ Präparirte Palmen. ≡—

Eigene Porzellanmalerei

zur Anfertigung u. Porzellanen mit Wappen, Monogrammen etc.

# Grand Prix

und 2 goldene Medaillen auf der Pariser Weltausstellung 1900  
haben erhalten die

## Mähmaschinen

der Firma

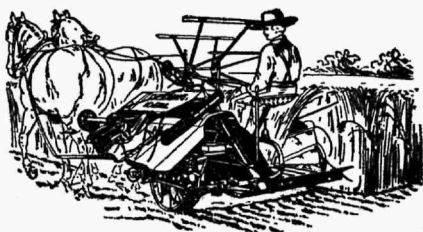


# Deering Harvester Comp.,

## Chicago.

Vertreter und Hauptlager

von



# Mähmaschinen und Reservetheilen

in Riga:

# Techn. Bureau „Düna“,

grosse Königsstrasse Nr. 2.

Telephon № 1001.

Telephon № 1001.

In allen besseren Buchhandlungen und beim Herausgeber zu haben:

# Baltische Adressbücher.

## Städte und Güter zusammen.

|                 |           |       |           |        |    |      |         |      |        |
|-----------------|-----------|-------|-----------|--------|----|------|---------|------|--------|
| <b>Livland</b>  | Rbl. 6,50 | unter | Nachnahme | franco | in | ganz | Rußland | 7    | Rubel. |
| <b>Estland</b>  | Rbl. 5,50 | "     | "         | "      | "  | "    | "       | 6    | "      |
| <b>Chstland</b> | Rbl. 5,00 | "     | "         | "      | "  | "    | "       | 5,50 | "      |

Alle drei Abtheilungen, elegant in Ganzleinen mit Goldprägung zusammen gebunden 17 Rubel, unter Nachnahme franco in ganz Rußland 17,85 Rubel.

Beim Bezuge des complecten Werkes nehme ich 3 ältere Baltische Bände in Zahlung. Wegen der näheren Bedingungen beliebe man sich an den unterzeichneten Herausgeber zu wenden.

## Richters Kalender auf das Jahr 1899.

Mit vielen Tabellen, synchronischen Tafeln von 1250 bis 2050, einer ausführlichen Maaß- und Gewichtskunde, vielen Aufsätzen belehrenden Inhalts u. s. w.

## Richters Kalender auf das Jahr 1900.

Mit vielen Tabellen, Photogravüren, einer complecten Sonnenuhr, einem Ewigen Mondkalender, Zinseszins- und zusammengesetzten Zinstafeln, vielen Aufsätzen belehrenden Inhalts u. s. w.

## Richters Kalender auf das Jahr 1901.

Mit vielen Tabellen, ausführlichen Postregeln und Portotabellen, Abhandlungen „über den chinesischen Kalender“, „warum die Russische Kalenderreform nicht zu Stande kam“, „über den Anfang des Jahrhunderts“.

Jeder Jahrgang des Kalenders kostet 1 Rubel, unter Nachnahme franco in ganz Rußland 1 Rubel 35 Kopeken.

## Das Rigasche Adressbuch

erscheint alljährlich im Januar und kostet broschirt unter Nachnahme franco durch ganz Rußland 5 Rubel 50 Kopeken.

Der Herausgeber **Adolf Richter**,

Riga, gr. Neustraße 28, Ecke der Palaisstraße.

Briefadresse: Postfach Nr. 200. Telephon Nr. 1200.

Telephon Nr. 629.

Fabrik und Lager

Telephon Nr. 629.

Thorensberg, Bauskesche Str. 14.

**Kamelhaar-Baumwoll-u.-Hant  
Treibriemen,  
Elevatorkurten,  
Fahrsstuhlguerten  
Transporthaender  
Traditions-  
Selle**

**Erste Rigaer  
Schlauch- u. Pressstuch-Fabrik  
C. LUDWIG SCHWEINFURTH  
Riga-Thorensberg.**

**Telegr. Adresse:  
Schweinfurth-Thorensberg**

**Rohe  
und impraegnierte  
Spritzen-Schlaeuche,  
Press- u. Filtertueche  
jeglicher Art  
für Oel-, Stearin- u. chemische Faehrlchen.**

**Wasserdichte Bresente  
verschiedenster Impraeagnirung u. Grosse**

**Telephon  
Nr. 629.**

**Preislisten u. Muster  
gratis u. franko.**



Thorensberg, Bauskesche Str. 14.

Telephon Nr. 629.

Fabrik und Lager

Telephon Nr. 629.

Schwed. Granitsteine.

Asphalt-Lack.

Limmer-Asphalt.

Carbolin-Öel.

Asphalt-Dachpappe.

**Prima**  
Engl. Dachschiefer,  
Steinkohlentheer,  
Galvanisch verzinktes  
Sibirisches Eisenblech.

**Krisk & Co.,**

G. Dittmar Nachfolger,  
Comptoir: Grasse Sandstrasse Nr. 14, Riga.

**Massiv. Eichenparquet.**  
**Schwedisches Braunroth.**  
**Schwed. Illuminations-Kamine**  
in 42 verschiedenen  
Größen.

Creosot-Theer.

Creosot-Öel.

Högannas-Thonröhren.

# Christian Seelig,

gr. Sünderstrasse 1, Riga, gr. Jacobstrasse 16,

empfiehlt:

*Gummi- und Linoleum-  
Teppiche,*

*Linoleum-Läufer,*

*Cocos-Fuss-Matten.*

*Zimmer-Douchen* in neuester,  
*praktischer Form,*

*Gummi-Bade-Wannen* zu  
*kalten Abreibungen,*

*Kranken-Fahrstühle,*

*Luftkissen,*

*Zimmer-Closets,*

*Reise-Plaid-Hüllen,  
Reise-Kammtaschen.*

*Gummi-Schlittendecken,*

*Gummi-Pferdedecken,*

*Gummi-Hufbuffer,*

*Pferde-Kniekappen,*

*Pferde-Streichringe,*

*Gummi-Trensen,*

*Hufunterlagen aus Gummi.*

## Completes Lager

in sämtlichen technischen Asbest-Fabrikaten,

sowie in

pharmaceutischen Utensilien und  
Laboratoriums-Einrichtungen.

## Dépôt

der Russian American India Rubber Company  
zu St. Petersburg.



**Schaaff, Wolzonn & C<sup>o.</sup>,**

Bankgeschäft,

Riga, Kaufstrasse № 1, parterre.

---

**An- u. Verkauf**

von

**Werthpapieren**

und

**Coupons.**

---

**Versicherung gegen Amortisation**

der

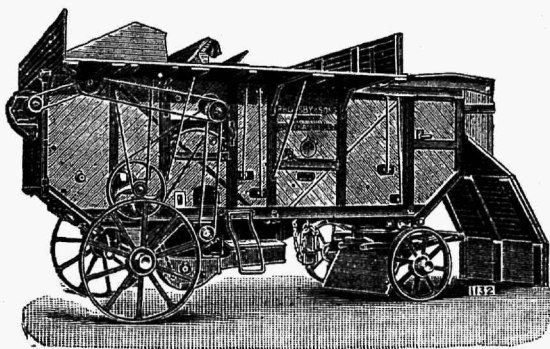
**I. u. II. Prämien-Anleihe,**

sowie der

**Adels - Agrar - Prämien-  
Pfandbriefe.**

# HORNSBY.

Grantham England.



## Dreschmaschinen und Locomobilen Hornsby-Strohbinder.

2 goldene Medaillen

auf der Pariser Weltausstellung 1900, ausserdem 1051 Medaillen und  
andere Auszeichnungen auf diversen Ausstellungen.

---

Erster Preis auf der Ausstellung in Reval 1900.

---

**Lager und Hauptvertretung**  
**in Riga:**

**Techn. Bureau „Düna“,**

**gr. Königsstrasse Nr. 2.**

Telephon № 1001.

Telephon № 1001.

**Rich. Strauss,**

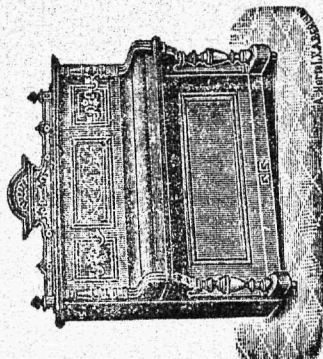
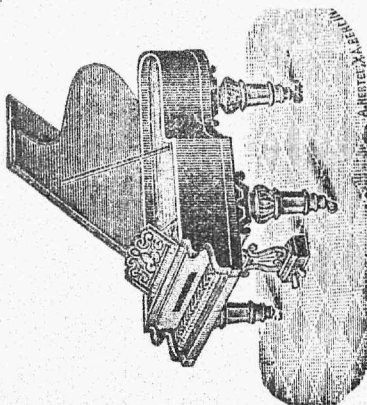
↑ RIGA, ↓

Pianoforte-Fabrik,

gegr. 1894.

**Kalnezeemsche Str. № 46,**

im eigenen Hause.



Verkauf  
en gros u. en détail.

Fabrikation

von

Flügeln, Pianinos, Clavier-  
sesseln, Notenschränken.

Anfertigung

nach gewünschten Mustern  
in allen Holz- und Stylarten,  
in sorgfältigster Ausführung  
und binnen kürzester Liefer-  
frist.

Ausführung  
sämtlicher Reparaturen  
bei billigster Berechnung.

Alleinvertrieb  
der

**Notenschränke**

D. R. G. M. № 33332.

Niederlagen

in allen bedeutenderen  
Städten des Reiches.

PL # 901,53,7  
51

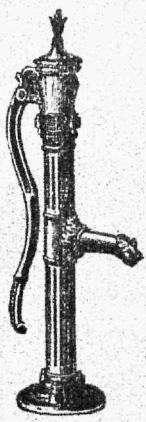
# Langensiepen & Co.,

Riga,

grosse Königstr. № 32.

Telegramm - Adresse :

„Langensiepen — Riga.“



Telephon



№ 544.



## Armaturen

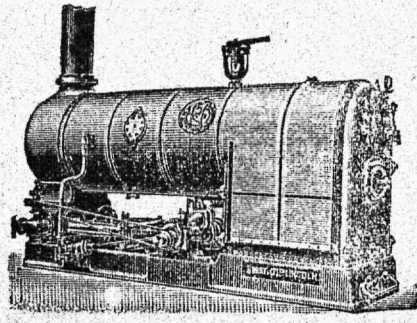
für Dampfkessel und Dampfmaschinen.

Pumpen. \* Feuerspritzen. \* Treibriemen.

Fairbanks - Waagen.

„Adler“-Fahrräder. \* „Adler“-Schreibmaschinen.

Petroleum-Motore „Hercules.“



Locomobilen-  
und Dreschmaschinen.

Geldschränke.

Wasserleitungsanlagen.

Central-Heizungen,

Ventilationen

etc.